Christian Friedrich Scherenberg und das literarische ...

Theodor Fontane



Christian Friedrich Scherenberg.

Christian Friedrich Scherenberg

und

das literarische Berlin

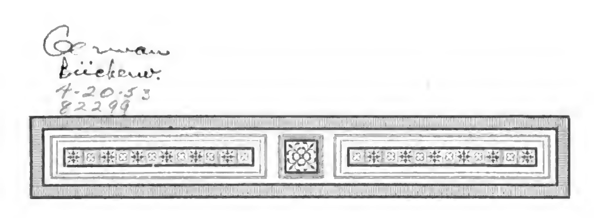
von 1840 bis 1860.

Von

Theodor Fontane.



Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung).
1885.



Erstes Kapitel.

Scherenbergs Jugend von 1798 bis 1818.

Christian Friedrich Scherenberg wurde den 5. Mai 1798 zu Stettin geboren, wo sein Vater, der erst später nach Swinemünde hin übersiedelte, zu jener Zeit als Kaufmann lebte.

Christian Friedrich war der zweite Sohn und besuchte gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Theodor das Stettiner Gymnasium, bis er zu Beginn des Jahres 1813 nach dem benachbarten Städtchen Stepnitz kam, um hier behufs Erlangung einer „currenten Handschrift" in die Schreibstube eines Advokaten gesteckt zu werden.

Die Nachrichten aus jener Zeit fließen nur sehr spärlich und beschränken sich auf drei kleine Briefe des schon genannten älteren Bruders Theodor, der unmittelbar nach dem „Aufruf" als Freiwilliger eintrat und mit sechszehn Jahren den Feldzug von anno 13 bis zur Schlacht von Dennewitz (wo er blieb) mitmachte.

Der erste dieser drei Briefe, nur etwa zwölf Zeilen, trägt das Datum: Stettin, den 2. Februar 1813, und behandelt von Anfang bis Ende das alte Kinderbrief-Thema vom schreiben und nichtschreiben. „Es wäre wohl meine Pflicht gewesen, Dir gleich nach Empfang Deines lieben Briefes zu schreiben, aber ich verschob es mit Fleiß, um Dir einen recht langen Brief zu schreiben. Und so habe ich drei Wochen gewartet. Allein länger kann ich und will ich nicht warten, weil Du sonst glauben könntest, ich wollte Dir überhaupt nicht schreiben.“ Es werden dann noch einige Namen genannt und Grüße bestellt und dann ist er fertig.

Die beiden andern Briefe sind bereits aus Marsch- oder Standquartieren datirt und frappiren durch einen darin zu Tage tretenden Gegensatz von Kindersinn und Kriegesernst. „Ich bin jetzt Soldat und werde deshalb nicht lang schreiben, sondern nur kurz. Daß ich unter die Freiwilligen gegangen bin, wirst Du schon wissen. Ich stehe jetzt in Genthin am Plaueschen Kanal, eine Meile von der Elbe. Grüße Onkel und Tante. Vielleicht lebe ich morgen nicht mehr und bin dann bei Mutter im Himmel. Wenn ich aber doch noch lebe, so schreibe ich Dir. Schicke Deinen Brief an Tante Lilli, die wird ihn mir schicken. Lebe wohl.“ Und der andre: „Schreibe mir doch, wie es Dir in Stepnitz gefällt und ob Du Vater und die Geschwister in Stettin besucht hast. Und schreibe dann auch an Direktor Müller in Treptow, daß er mir den blauen Rock schickt, den ihm der freiwillige Jäger in Verwahrung ge-

geben hat. Und schreibe dann auch an Onkel und Großvater in Swinemünde, damit sie wissen, wo ich bin. Ich stehe jetzt in Pechau, eine halbe Meile von Magdeburg, von wo wir täglich Streifereien nach der Festung hin machen. Wenn Du mir nicht schreibst, so schreibe ich auch nicht. Dein Bruder Eduard Theodor Scherenberg."

Alle drei Briefe, wahrscheinlich Einlagen, sind einfach „an Bruder Fritz" adressirt und lassen uns nach der biographischen Seite hin als Wichtigstes das erfahren, daß unser Christian Friedrich im Frühjahr 13 noch in Stepnitz, der Großvater Scherenberg in Swinemünde, der Vater aber nach wie vor in Stettin lebte.

Doch nicht auf lange mehr. Anno 14, unmittelbar wohl nach Uebergabe der bis dahin von den Franzosen vertheidigten Festung, übersiedelte der Vater Scherenberg ebenfalls nach Swinemünde hin und ließ nur seinen Sohn Fritz, der inzwischen aus der Stepnitzer Advokatenstube wieder in Stettin eingetroffen war, auf dem schon vorher daselbst besuchten Gymnasium zurück, um noch ein paar Klassen durchzumachen und in den Wissenschaften Versäumtes nachzuholen. Daß sich unser Christian Friedrich bei dieser Gelegenheit durch Fleiß und Betragen ausgezeichnet habe, geht aus einem von seinem Vater unterm 9. Oktober 1815 an ihn gerichteten Briefe nicht hervor. Vielmehr entrollt dieser Brief nur ein Bild der väterlich finanziellen Verlegenheiten, die damals, als eine Folge der voraufgegangenen Kriegsnöthe, die Regel bildeten und von denen sich besonders

auch die Stettiner und Swinemünder Kaufleute betroffen sahen.

„Ich habe, mein lieber Fritz," so heißt es in diesem Schreiben des Vaters, „die Beantwortung Deines letzten Briefes bis heute hinausgeschoben, weil ich durch die Strandung eines fremden Schiffes 2 Meilen von hier, eine Zeit lang ziemlich beschäftigt war. Du kannst das Tuch zu dem Ueberrock, den Du brauchst, bey den Herren Kannengießer und Brunn entnehmen und diesen Herren sagen, daß sie den Betrag auf meine Rechnung schreiben sollen. Wollen sie Dir nicht aufs Wort glauben, so zeige nur diesen Brief vor und sie werden sich nicht länger weigern. In Ansehung der Miethe für die Stube so wie für Holz zur Heizung mußt du versuchen, ob Du das Geld dazu nicht von Deinem Onkel oder von Herrn Weyer für meine Rechnung bekommen kannst. Mir würde das sehr lieb seyn, weil ich von beiden noch zu fordern habe. Die beiden gefärbten Hüte hab' ich bekommen. Es ist aber verdammt viel, was Du dafür bezahlt hast; sonst gab man 4 Groschen für's Auffärben. Die 12 Gr., die Du für Onkel Christian ausgelegt hast, will er Dir schicken, die für mich ausgelegten kannst Du Dir ebenfalls von Herrn Weyer auszahlen lassen. Es fällt mir dabey noch ein, daß mir letzterer versprochen hat, kleine Zahlungen für mich machen zu wollen. Er wird sich also nicht weigern, sowohl diese kleine Summe wie Holzgeld und Miethe zu bezahlen. Du darfst ihn nur daran erinnern. Wie's inzwischen mit dem Examen ab-

gelaufen ist, worüber ich dringend etwas zu hören wünsche, wirst Du mir wohl mit Nächstem anzeigen. Lebewohl. Dein treu gesinnter Vater Theodor Scherenberg."

* * *

Wie der Ausgang des „Examens" war, nach welchem sich der Vater am Schlusse seines Briefes angelegentlich erkundigt, erfahren wir nicht, die Correspondenz zwischen Vater und Sohn bricht vielmehr plötzlich ab und knüpft erst 1818 wieder an.

Um diese Zeit war unser Christian Friedrich schon Jahr und Tag in Berlin, woselbst er sich, nachdem er es eine Zeit lang mit dem Kaufmannsstande versucht haben mochte, dichtend und schauspielernd auf eine Künsterlaufbahn vorbereitete. Seine Wohnung, eine Mansardenstube, befand sich in der Niederwallstraße 11, der Alten Leipziger Straße schräg gegenüber, unmittelbar neben der jetzigen städtischen Gewerbeschule, die damals noch das Lokal der „Teerbusche-schen Ressource" mit einem mäßig großen und dicht hinter dem Hause gelegenen Garten war. Auch das Haus Nr. 11 besaß einen Garten mit ein paar hohen Pappelweiden, in deren einer unser Scherenberg stundenlang saß und sich im Takte hin und her wiegte, wenn an Concerttagen aus dem Nachbar-Garten der Ressource die Töne herüberklangen. Auf diesem primitiven Schaukelstuhle, „dem Himmel so nah wie möglich," war es, daß viele seiner Jugend-Arbeiten entstanden.

Welche Personen damals seinen Umgang bildeten, hab' ich aus dem aus jener Zeit her nur spärlich vorliegenden Briefmateriale nicht ersehen können, doch werden es aller Wahrscheinlichkeit nach mitstrebende junge Dichterlinge mit Genialitäts-Allüren und neben ihnen einige bescheidener geartete Elemente gewesen sein, denen die Rolle zufiel, andächtiges Publikum zu spielen, also zu huldigen und zu bewundern. Einer aus der misera plebs dieser „zweiten Reihe", der sich mit Didier unterzeichnet, schrieb denn auch, als es sich bei bestimmter Gelegenheit um ein Polterabend-Gedicht handelte, devotest das Folgende: „Was mich persönlich angeht, mein lieber Scherenberg, so bin ich in meiner Eigenschaft als Alltagsmensch absolut außer Stande, dergleichen Arbeiten an's Licht zu fördern, dazu gehören Leute wie Du, weshalb ich mir gleich vornahm, mich in meiner Noth und Verlegenheit an Dich zu wenden. Aber um Gottes willen nichts Großes und Langes, nur etwas Kleines und Kurzes, wie's für mich paßt."

Junge Dichterlinge sammt Anhang bildeten also, wie schon hervorgehoben, sehr wahrscheinlich den ersten Berliner Umgang unseres Scherenberg, und ich füge hinzu „noch wahrscheinlicher junge Schauspieler und solche, die's werden wollten". Denn neben dem dichterischen Herzenszuge ging ein fast noch leidenschaftlicheres Verlangen her, als darstellender Künstler zu glänzen. Er sah sich dabei durch einen Stettiner Freund angespornt und die Briefe, die zwischen ihnen gewechselt wurden, nachdem ein gemeinschaftlicher Ver-

such „in Berlin engagirt zu werden" gescheitert war, gönnen uns einen vorzüglichen Einblick in die Hoffnungen und Bestrebungen der beiden Freunde. Der Freund aber, der nicht müde wurde, „zu weiteren Versuchen auf der Bühne, wenn auch nöthigenfalls über die Bannmeile von Berlin hinaus" zu drängen, war niemand Geringeres als Friedrich Wilhelm Porth, der später vielgefeierte „alte Porth" des Dresdener Hoftheaters, damals, 1818, einfacher Kanzleiassistent in Stettin, und ein von eben diesem Freunde herrührender Brief, in dem der ganze theatralische Welt- und Menschenverachtungston eines jungen Bühnenaspiranten aus jeder Zeile spricht, stehe denn auch hier, ebenso zur Kennzeichnung der Situation wie der beiden Freunde. Selbst ein paar orthographische Schnitzer laß ich stehen, weil sie charakteristisch sind.

„Deinen letzten lieben Brief, mein lieber Scherenberg, habe ich erhalten und daraus zu meiner Freude manch Gutes und zu meinem Leide viel Böses ersehen. Du hast Recht, wenn Du in Deinem Briefe schreibst, daß in Erwiederung unserer Höflichkeit uns Höflichkeiten in Menge zugekommen sind, aber Höflichkeiten, die nichts bedeuten, und Du wirst auch darin das Richtige getroffen haben, daß diese Herren uns nur deshalb unterdrücken wollen, weil ihnen nicht entgangen ist, daß aus uns etwas werden kann. Sie fürchten einfach, durch uns zu verlieren, durch uns in den Schatten gestellt zu werden, und sie haben im Grunde

Recht. Denn wie ich bemerkt habe, will das Berliner Publikum stets etwas Neues haben.

Ach man thut im Grunde doch gar nichts zur Abhülfe der dramatischen Künstler, nicht einmal dem komischen Talente will man so recht von Herzen wohl, man will nur schmeidige Füße und helle Kehlen haben und, wie Du bemerkt haben wirst, hat Dir Graf Brühl gefragt, ob Du singen kannst?

Mit heimlichem Aerger und Groll habe ich die Stelle in Deinem Briefe gelesen, wo Du dem Grafen ein Lustspiel abgegeben hast, welches er aber nicht einmal des Lesens gewürdigt hat. Sie wollen uns nicht wohl, das kannst Du aus allen Handlungen, Hinhaltungen und Worten dieser Kerls sehen. Ich selbst habe mich aufs neue vor ungefähr anderthalb Monaten an den Grafen um Anstellung gewandt und hat mir dieser in vier Reihen geantwortet, „daß mir alle seine Empfehlungen zu Gebote ständen, meine Anstellung aber bey dem dortigen Theater ganz unmöglich sey.“ Denke Dir die Freude, wenn wir angestellt worden wären und eben solche Späßchen wie K. Blume, von dem Du mir schreibst, ausführen könnten. Aber für uns ist kein Spaß und keine Freude, wir sind und bleiben verdammt!“

Er variirt dies Thema der „Verdammniß“ mit breitem Behagen und fährt dann fort:

„Was Du für uns thun willst, mein lieber Scherenberg, das thue bald, d. h. schreibe sofort an mehrere Theater

für uns Drey, für Dich, Schmidt und für mich, damit wir Drey unsere Fortschritte selbst beobachten und beurtheilen können. Es wäre göttlich, wenn wir Drey, als ein brüderliches Kleeblatt, vereint die ehrenvolle Künstlerbahn beträten! Du der Held und erste Liebhaber, Schmidt der feine Komiker, ich der Intriguant. Im Geiste seh' ich schon uns Drey, Hand in Hand, alle Freude und alles Unglück tragen, wie einst vor uns die drey würdigen Künstler: Iffland, Beck und Beil.

Du rufst mir Muth zu. Ja, Muth habe ich und sollte es durch die Hölle gehen! An Schmidt habe ich Deinen Gruß bestellt. Er ist mein Freund schon längst und neulich hab' ich einen besonders traulichen Abend mit ihm verlebt. Er ist ein guter Mensch, im höchsten Grade schlau und witzig und thut einem gern etwas zu Gefallen, wenn man ihn darum bittet. Kurz und gut, er ist ein prächtiger Kamerad und ich wünschte wohl, daß wir Drey zusammen unsere Bahn beträten."

Schmidt wird noch eine Weile weiter gelobt. Dann aber schließt er:

„Meine Arbeit auf der Kanzlei wird zum 1. Januar 1819 aufhören, ich bin dann brodlos und sehe mich also gezwungen, entweder zum Militair überzugehen oder rasch zu unserem Ziele zu schreiten. Ich überlasse Deiner Leitung Alles und hoffe nur, Du wirst von der Idee abstehen, speciell bei dem Berliner Theater angestellt zu werden.

Geschähe es auch, was würde das helfen; wir hätten doch kein freis Feld und man würde auf alle mögliche Weise suchen uns zu unterdrücken. Und bekämen wir wirklich einmal eine anständige Rolle, so würde man's so einrichten, daß wir noch zu unserer Anstrengung und Mühe ausgelacht würden.

Dummheit und Eigendünkel kommt durch die Welt, davon kann ich Dir ein wirkliches Beispiel geben. Du kennst das Schaaf den Märtens; er ist jetzt von H. Krampe, welcher Direktor in Neu-Strelitz geworden, engagirt. Dieser Märtens war neulich hier und Du kannst Dir seine Aufgeblasenheit denken; er war sogar so keck, mich zu fragen „ob ich denn nicht bald nach Berlin gehen würde, um dort zu spielen?" Ich trumpfte ihn aber nicht schlecht ab.

Unser Stettiner Theater wird nächstens unter Leitung seines jetzigen Direktors Schröder eröffnet werden. Der liebe Gott weis, was für Hackmack herkommen wird. Brauchbare Genies fehlen überall und hier erst recht.

Vom dicken Schmidt einen herzlichen Gruß. Auch er läßt Dir sagen, Du möchtest bald etwas für uns thun. Thu also, was Du kannst und nimm die Versicherung der innigsten Freundschaft und ewigsten Treue Deines Unglücksgefährten Fr. Wilh. Porth."

* * *

Porth hatte seinen Freund Scherenberg in diesem Schreibebriefe aufgefordert, sich speciell um das Berliner

Theater nicht weiter mehr zu kümmern und „die Kerls, bei denen doch nichts zu holen sei" laufen zu lassen. Der allezeit kluge Scherenberg aber verdoppelte nur seinen Eifer, in irgend welche gute Beziehungen zu dem Königlichen Theater zu treten und ließ zu diesem Behufe seine Schauspieleransprüche fallen, um sich statt dessen als Schauspiel-Dichter einzuführen. Und wirklich, es gelang ihm einige seiner dramatischen Arbeiten dem berühmten Schauspieler und Regisseur Pius Alexander Wolff überreichen zu dürfen, welcher letztere die Stücke nicht nur las, sondern sich auch durch Inhalt und Behandlung derartig angezogen fühlte, daß er sie dem jungen Poeten mit einem Briefe zurücksandte, darin es hieß: „alles sei dichterisch talentvoll aber freilich dramatisch unbrauchbar; erst ein Vertrautsein mit den praktischen Anforderungen des Theaters werde sein dichterisches Talent auch für die Bühne nutzbar machen. Ein solches Vertrautsein aber erwürbe man sich am ehsten als darstellender Künstler. Er wisse, daß seine (Scherenberg's) auf eben dieses Ziel hin gerichteten Anstrengungen gescheitert seien, aber was sich am Berliner Hof-Theater verboten habe, werde sich an einem Provinzial-Theater unschwer ermöglichen lassen. Auf seine (P. A. Wolff's) Unterstützung könne er dabei rechnen."

Unser Christian Friedrich war, bei Empfang dieser Zeilen, wie berauscht von Glück und Freude. Was er nur je gehofft und ersehnt hatte, das sah er jetzt vor sich: erst Schauspieler, dann Schauspieldichter und vielleicht Beides

zugleich. Und in einer überglücklichen Stimmung schrieb er sofort an seinen Vater.

Dieser indeß, der die Hoffnung den Sohn in die Kaufmanns-Carrière zurückkehren zu sehen, noch nicht ganz aufgegeben haben mochte, war durch die betreffende Mittheilung wenig erfreut, wenn auch andrerseits viel zu klug einen Widerstand zu versuchen, von dem er sehr wohl wußte, daß er die Lust des Sohnes nur schärfen und steigern würde. So gab er denn widerstrebend nach und antwortete: „Was zum Schlusse Deine besonderen Angelegenheiten angeht, so muß ich mich für heut auf die Mittheilung beschränken, daß ich Dich in Deinem Vorhaben gewähren lassen will. Du magst also Deine bisherige Laufbahn (es ist unklar, welche Laufbahn der Vater hier meint) verlassen und die beabsichtigte wählen. Solltest Du aber mit dieser Deiner Wahl nicht höhere und edlere Absichten verbinden und nur darauf ausgehen, ein ungebundenes Leben führen zu wollen, so würde ich Dich auf immer verabscheuen und meine Hand ganz von Dir abziehen. Strenge Dich also an, um sowohl in moralischer Hinsicht, wie in Betreff der Kunst ein ehrenvolles Mitglied dieses Standes zu werden. Nur dadurch kannst Du meinen gerechten Unwillen versöhnen. Die Mutter und Geschwister grüßen Dich, ich aber lebe der Hoffnung, daß Du mich von jetzt an nicht mehr wirst bereuen lassen, wenn ich mich wie sonst nenne Deinen Dich liebenden Vater Th. Scherenberg."

Unser Christian Friedrich las aus diesem Briefe natür-

lich nicht die Mahnungen und Bedenken, sondern nur das heraus, was ihm zu paß kam und gab sich der Vorstellung einer unausbleiblichen Künstlergröße hin. Nebenher verthat er ungebührlich viel Geld und sah sich seinem selbstischen Glück erst entrissen, als der über schlechte Wirthschaft und noch häßlichere Rücksichtslosigkeit entrüstete Vater seiner Empörung in mehreren Briefen Ausdruck gab. Uebrigens immer noch in jener eigenthümlich maßvollen und abwägenden Weise, die wie später den Sohn Scherenberg, so damals den Vater Scherenberg auszeichnete.

„Swinemünde, den 12. Oktober 1818. Du thust mir sehr Unrecht, mein Sohn, und giebst Dich auch darin wieder Deinen exaltirten Ideen hin, wenn Du in meinem Benehmen gegen Dich Kälte findest. Wäre dies der Fall, dann überließ' ich Dich ganz Deinem selbsterwählten Schicksal und zöge meine Hilfe zurück. Ich habe bis jetzt in Bezug auf Dich immer nur mein väterliches Gefühl und nicht meinen Verstand befragt, verlange aber nicht, daß ich so vieles in Deinem Thun, das ich im Grunde meines Herzens tadle, in Worten billigen soll. Ich sage Dir im Gegentheil noch einmal mit dem Ernst eines Vaters, laß Dein ganzes Bestreben dahin gerichtet sein, daß Du durch Deine jetzigen und künftigen Handlungen wieder gut machst, was Du vorher gegen mich verschuldet. Ich habe heute Herrn Korth gebeten, die Umstände zu prüfen und wenn es sein muß Dir einen Vorschuß von 100 Thalern zu machen.

Du hast dann 190 Thaler innerhalb 9 Monat erhalten und ich überlasse es Deiner eigenen Ueberlegung, wie lange Du glaubst, daß ich bei 6 Kindern (die doch alle gleiche Rechte mit Dir haben) dies aushalten kann. Ehe Deine Existenz nicht so begründet ist, daß ich und Deine Verwandten sich mit Recht darüber freuen können, ehe verlange nicht, daß ich billigen soll, was Du thatest. Gebe Gott, daß ich mich bald aus ganzer Seele in Briefen an Dich unterschreiben kann, als Dein Dich liebender Vater Theodor Scherenberg."

Und am 26. Oktober. „Mein Sohn. Am 12. schrieb ich an Herrn Korth, daß er Dir 100 Thaler auszahlen solle, weshalb ich mich wundre, daß Dein Brief vom 17. weder des Geldes noch meines Briefes an Dich, den ich mit einlegte, Erwähnung thut. Korth weiß aber vielleicht nicht einmal, wo Du zu finden bist, wenn Du — wie ich fast vermuthe — versäumt haben solltest, ihm einen Besuch zu machen. Ich würde darin wieder einen fatalen und mich ungemein betrübenden Beweis von Egoismus erkennen, denn in meinen Augen ist der zu verachten, dem alles gleichgültig ist, was nicht auf sein werthes Ich Bezug hat und der nur solche Connexionen unterhält, die seiner Eitelkeit schmeicheln oder aus denen er Vortheil ziehen kann. Meine Zeit erlaubt nicht für diesmal auf den Inhalt Deines Schreibens ausführlicher zu antworten, ich sage daher weiter nichts, als beweise mir endlich durch Handlungen, daß Du

meine Liebe wieder in dem Maaße zu verdienen trachtest, wie Du sie früher besessen hast."

So klang es in verschiedenen Briefen von Hause her. Kein Zweifel, daß die „selbstſtischen Rücksichtslosigkeiten" eine mildere Beurtheilung erfahren hätten, wenn die Situation des Sohnes inzwischen eine bessere geworden oder überhaupt von der Stelle gerückt wäre. Dies war aber nicht der Fall. Umgekehrt, während die Forderungen und Ansprüche dieselben blieben, blieben die pomphaft angekündigten Leistungen nach wie vor aus und ein Bruch hätte sich vollziehen müssen, wenn nicht in höchster Bedrängniß die Rettung gekommen wäre.

Zweites Kapitel.

Scherenberg in Magdeburg von 1818 bis 1838.

Die Rettung, die kam, war die, daß Empfehlungen, an denen es Pius Alexander Wolff seinem Versprechen gemäß nicht hatte fehlen lassen, endlich doch ihre Wirkung äußerten und unsrem Christian Friedrich ein Engagement am Magdeburger Stadttheater verschafften, bei welch letzterem er Neujahr oder Ostern 1819 eintrat, um sich im Liebhaberfach zu versuchen.

Wie sich das Leben des um diese Zeit erst Zwanzigjährigen in seinem neuen Berufe gestaltete, darüber sind keine bestimmten Mittheilungen zu machen, weil uns Briefe wie Tradition gleichmäßig im Stiche lassen. Wir werden indeß kaum irre gehn, wenn wir sein damaliges Leben mit den Zügen ausstatten, die solche beginnende Künstlerexistenz allerorten kennzeichnen: ein Geringes von Gage, Ruhm und Befriedigung, aber ein gerüttelt und geschüttelt Maaß von Einbildungen, Schulden und Liebschaften. Im Uebrigen

ist uns nicht einmal bekannt geworden, in welchen Rollen er auftrat, noch weniger, in welchen er gefiel oder mißfiel.

So gingen die Dinge dritthalb Jahre lang, bis unser jugendlicher Liebhaber 1821 im Hause der Familie Kühnau das Pflegekind derselben, Caroline Hoffmann, kennen lernte. Diese war frisch, hübsch und lebhaften Temperaments und so folgte denn der Bekanntschaft eine Verlobung und der Verlobung die Verheirathung. Die Braut war 17, er 23 Jahre. Man gefiel sich, wie sich junge Leute zu gefallen pflegen, ohne daß von einer tieferen Uebereinstimmung irgendwie die Rede gewesen wäre.

Nichts desto weniger war das Nächste, was auf Seiten unsers Christian Friedrich beschlossen wurde: Rücktritt aus der Schauspieler-Laufbahn. „Ich will nun ein ordentlicher Mensch werden“ schrieb er an die Seinen, und gab in demselben Briefe zu verstehen, daß er eventuell nicht abgeneigt sei, sich mit dem früher von ihm verschmähten Kaufmannsstande wieder auszusöhnen.

Und dies war gewiß ernsthaft gemeint. Denn etwas Kaufmännisches lag ihm im Blut und begleitete sein Thun und Handeln, allem sogenannten „Unpraktischen“ zum Trotz, bis an sein Lebensende. Bei welcher Gelegenheit es mir und zwar zu freundlicher Beachtung unserer Völkerpsychologen gestattet sein mag, auf die Thatsache hinzuweisen, daß ich diesem in den verschiedensten Masken und Mäntelchen auftretenden kaufmännischen Zuge bei der großen Mehrzahl aller aus der baltischen Handelssphäre herstammenden Poeten

begegnet bin. So beispielsweise bei Friedrich Eggers, welcher letztere sich jahrzehntelang bei jeder der vielen Concurrenzen betheiligte, wie sie damals in der literarischen Gesellschaft „Tunnel" in Mode waren und nie ein Hehl daraus machte, daß diese seine Betheiligung lediglich um des in einer kleinen Geldsumme bestehenden Dichter-Preises willen geschehe. Dabei war er, wie sich seine zahlreichen Schüler und Verehrer erinnern werden, eine ganz aufrichtig aufs Ideale gerichtete Natur, die nur einfach das Hanseaten-Blut in den Adern (er war Rostocker) nie ganz überwunden hatte. Vielleicht auch nicht überwinden wollte.

Genau so stand es mit Scherenberg, bei dem einfach Stettin an die Stelle von Rostock trat. Auch er hatte den kaufmännischen Zug und verfuhr speciell bei Concurrenzen und Preisausschreibungen in vollster Uebereinstimmung mit dem Prinzip, nach dem Friedrich Eggers handelte. Daß dies bei Beiden ein ganzes Leben lang übersehen werden konnte, hat einfach darin seinen Grund, daß es sich immer nur um Bagatellen oder mit anderen Worten um Anstrengungen handelte, bei denen „nichts herauskam." Es ist aber falsch, diesen auf Gewinn gerichteten Zug immer nur an einer Milliarde nachweisen zu wollen; vielleicht erweist er sich umgekehrt im Kleinen als tieferliegend und charakteristischer.

Also Scherenberg gedachte Kaufmann zu werden, und ein mir aus dem Oktober 1822 vorliegender Brief eines

jüngeren Bruders, an den unser Christian Friedrich entsprechende Vorschläge gerichtet haben mochte, zieht denn auch wirklich die Chancen eines zu gründenden Compagnie-Geschäfts in Erwägung. Eh aber in dieser Angelegenheit ein Entschluß gefaßt werden konnte, trat ein Zwischenfall ein, der unseren Dichter seine kaufmännischen Pläne wieder aufgeben ließ.

Und dieser Zwischenfall entwickelte sich speciell aus dem Leben, das er damals führte.

Scherenberg, aller gefaßten guten Absichten ungeachtet, hatte seine Ehe nicht gerade mit Idyll und Häuslichkeit begonnen und zog es vielmehr vor, an einer geistvoll belebten Table d'hôte zu sitzen, an der sich die damaligen Esprits-forts von Magdeburg, ihrer Mehrzahl nach Assessoren und Offiziere, zu versammeln pflegten. Hier erwies er sich von einer so bezaubernden Unterhaltungsgabe, daß es der Hôtelier in seinem Interesse fand, dem brillanten Causeur ein Tisch-Abonnement anzubieten, das auf den dafür zu zahlenden Preis hin angesehen, eigentlich nur noch eine symbolische Bedeutung hatte. Scherenberg ließ sich das Anerbieten gefallen und wurde mehr noch als vorher der Anziehungs- und Mittelpunkt der Wirthstafel.

Und an eben dieser Tafel war es denn auch, daß sich, bald nach seiner Verheirathung, auf etwa zehn Jahre hin sein Leben entschied und zwar durch eine zufällig über Tisch hin angeknüpfte Bekanntschaft mit einigen im Dienste der sogenannten „Donataires" stehenden Persönlichkeiten.

Diese „Donataires“ waren Fremde, denen, in der napoleonischen Zeit, unter Zustimmung der preußischen Regierung ehemalige Domainen als Geschenk überwiesen worden waren und die sich nun, in natürlicher Folge dieser Ueberweisung, auch nach Wiederherstellung der alten politischen Zustände, nach wie vor als rechtmäßige Possessoren jener Domainen ansahen. Die preußische Regierung aber stellte sich anders zu dem in Frage kommenden Rechtspunkt und verweigerte Zahlung, welche Weigerung, als der Gegenpart endlich klagbar wurde, jenen großen Rechtsstreit herbeiführte, der unter dem Namen des „Donataire-Prozesses“ eine gewisse Notorität erlangt hat.

Advokaten eben dieser Donataires waren es nun, die, wie schon angedeutet, unsren Christian Friedrich an der Wirthstafel kennen lernten und entzückt von seinem Geist und seiner Redegewandtheit, auf der Stelle darüber einig waren, daß er eine Kraft repräsentire, die man, wenn irgend möglich, bemüht sein müsse, für die Sache der Donataires zu gewinnen. Und wirklich, darauf abzielende Schritte geschahen am selben Tage noch, und Scherenberg, alle flüchtig gehegten Kaufmannspläne wieder aufgebend, trat ohne langes Besinnen als Secretair in den fremdländischen Dienst. Ueber das relativ Unpatriotische darin, kam er um so leichter hinweg, als er sich ohne jede künstliche Zurechtlegung sagen durfte, daß die gegen Preußen Prozessirenden allerdings Fremde, sonst aber durchaus in ihrem Rechte seien. Er hütete sich vor Ueber-Patriotismus und that klug und weise

daran, denn es gab damals wie heut nicht allzuviel Personen im Lande Preußen, die Lust gehabt hätten, einem eine beständig geforderte „Gesinnungstüchtigkeit" im Erfüllungs- und Leistungsfall auch wirklich zu danken.

Unser Scherenberg nahm also an und trat damit, 25 Jahre alt, in einen Zeitabschnitt ein, der, wenn nicht seine glücklichste Lebensepoche, so doch sicherlich eine seiner glücklichsten gewesen ist. Seine Thätigkeit erwies sich auch im Alltagsdienst als nicht uninteressant, am interessantesten aber wurde sie durch Reisen und Abwesenheit von Hause. Da sah er die Welt, lebte mit den Bevollmächtigten, deren Assistent er war, auf großem Fuß und genoß zu dem allem noch des Vorzugs, ein ohnehin schon auskömmliches Gehalt verdoppelt und verdreifacht zu sehn.

So gingen die Dinge, bis der Prozeß sein Ende fand. Dies war im Jahre 32. Das gesammte Personal ward entlassen und unser Scherenberg sah sich aufs Neue der Frage gegenüber: was thun? Und wie gewöhnlich in derlei Nöthen, griff er auch diesmal wieder auf das Kaufmännische zurück und wurde „Lieferant" für die Magdeburger Garnison- und Lazarethverwaltung, mit der er durch mehrere Jahre hin auf einem guten Fuße gestanden zu haben scheint. Von der nicht unbedeutenden Provision, die das Beschaffen von allerhand Einrichtungsgegenständen, namentlich aber Betten ihm gewährte, bestritt er seinen Unterhalt und würde dies ziemlich prosaische Kaufmanns- und Kommissionsleben sehr wahrscheinlich bis an das Ende seiner Tage fortgesetzt

haben, wenn nicht eheliche Zerwürfnisse dem Allen ein plötzliches Ende bereitet hätten.

Einem eigenhändigen Schreiben Scherenbergs entnehm' ich über die nun hereinbrechende Katastrophe das Folgende:

„Meine Verheirathung war ein übereilter und unkluger Schritt gewesen. Ich sah sehr bald wie's stand und suchte nachzuhelfen so gut es ging, will sagen ich mühte mich eine Frau, der es an innerer und fast auch an äußerer Bildung gebrach, zu mir heranzuziehen. Aber diese meine Mühe schuf im Grunde genommen nichts als Abneigung hüben und drüben, deren Färbung ihrerseits Tücke, meinerseits Verachtung war. Wir mieden uns. Als sich indessen in Folge meiner oft lang andauernden und zu gleicher Zeit sehr einträglichen geschäftlichen Ausflüge meine gesammten äußerlichen Verhältnisse zu verbessern anfingen, wurde momentan auch meine häusliche Stellung eine bessere. Meine Frau, was sonst auch ihr fehlen mochte, hatte wenigstens Sinn für Erscheinung und verstand es von dem Augenblick an, wo die Mittel dazu da waren, etwas äußerlich Gefälliges aus sich zu machen. Die Wahrnehmung davon erfüllte mich mit neuer Hoffnung (ach, das Herz hofft nur zu gern) und so näherten wir uns wieder. Aber freilich nur um uns bald darauf ferner zu stehn als je vorher. Anfang der dreißiger Jahre war der mehrerwähnte Prozeß abgewickelt. Ich kaufte mir von meinen Ersparnissen und einer väterlichen Beisteuer ein Grundstück, richtete das Haus entsprechend ein und gedachte nunmehr meine bis dahin

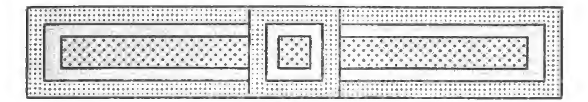
zurückgelegten geistigen Arbeiten mit Ruhe wieder aufzunehmen. So der Plan. Aber im Augenblicke seiner Verwirklichung war auch der Zeitpunkt da, der mich nur zu sehr erkennen lassen sollte, wie thöricht es ist, an Aeußerlichkeiten Hoffnungen auf das Unveräußerliche zu knüpfen. Meine Frau, zu deren Umwandlung ich mich im Stillen beglückwünscht hatte, hatte für die gesellschaftlich gewonnene Form alles hingegeben, was ihr an innerem Gehalte, so viel oder so wenig es sein mochte, jemals eigen gewesen war. Uebergeh' ich, was geschehen. Ich wühle nicht gern in meiner Wunde. Zu viel lag vor, um es hinzunehmen, zu wenig um klagbar zu werden, da jeder, dessen ich als Zeuge vor Gericht bedurft hätte, die Rache dieser ränkevollen Frau fürchtete. So ließ ich ihr denn meine ganze, mir so sauer gewordene Habe zur Verwaltung und wanderte, nachdem ich ein desfalsiges Abkommen mit ihr getroffen hatte, nach Berlin. Aber diese Trennung schaffte mir nur zeitweilig Ruhe; die Peinigungen setzten sich fort und trieben mich aufs Aeußerste. Gelernt hab' ich in jenen Tagen, was dulden und ertragen heißt, wenn man eine moralische Mesalliance geschlossen hat. Ich kenne kein Leid mehr, das mir diese Frau nicht zugefügt hätte."

So Scherenberg in einem Briefe vom Jahre 43.

Als ich sieben Jahre später über eben diese Dinge mit ihm sprach, war er viel milder geworden und hatte jenes weitgehende Billigkeitsgefühl gewonnen, das ihn, ein paar Ausnahmen abgerechnet, in seinem späteren Leben so sehr

auszeichnete. Mit einer Schilderung der beinah tragikomischen Scene beginnend, die zur Entdeckung der mannigfachsten Ungehörigkeiten führte, fuhr er fort: „Es war eine furchtbare Zeit für mich, so viel steht fest. Aber wenn ich jetzt auf eben diese Zeit zurückblicke, so komm' ich doch zu keinem rechten Groll mehr und alles was von Vorwürfen übrig bleibt, richtet sich gegen mich selbst. Ich beging einen großen Fehler als ich einen Bund für's Leben schloß, den ich nie hätte schließen sollen, aber ich beging einen viel größeren, als ich, nach geschlossenem Bunde, nichts that, um den begangenen Fehler einigermaßen auszugleichen. Im Gegentheil, ich besiegelte mein Unrecht dadurch, daß ich mich wochenlang um meine Frau gar nicht kümmerte. Während ich in anregender und heiterer Gesellschaft war und mir's wohl sein ließ, ließ ich eine junge vierundzwanzigjährige Frau zu Haus, unbekümmert darum, ob ihr die Tage daheim unterhaltlich oder langweilig vergingen. Nichts von Aufmerksamkeit oder Huldigungen, immer nur Gleichgültigkeit und Abweisung! Und so mußte denn endlich kommen, was kam."

Ob er wirklich so fühlte, wag' ich nicht zu behaupten und zwar um so weniger, als Vieles darin in einem direkten Widerspruche zu dem von ihm Niedergeschriebenen steht. Aber andererseits entsprach eine solche Sprache der Versöhnlichkeit ganz und gar seinem Wesen. Abwägung, Maß, Ruhe waren die Dinge, denen seine wohlgeordnete Natur immer wieder zustrebte.



Drittes Kapitel.

Scherenberg in der Bendlerstraße von 1838 bis 1840.

Wann die „private Trennung" der Eheleute stattfand, ist nicht bestimmt ersichtlich, wahrscheinlich Ostern 1838. Um dieselbe Zeit übersiedelte Scherenberg mit seinen Kindern nach Berlin und bezog eine Wohnung in dem bekannten kleinen Eckhause der Thiergartenstraße, das nach dem Thiergarten hin einen kleinen Posamentierladen und nach der Bendlerstraße hin eine kleine Conditorei hat.

Unseres Dichters Wohnung lag im ersten Stock, aber diese „Bel-Etage" bestand aus nichts als aus zwei geweißten Stuben, in denen es, als der Winter kam, bitterlich kalt wurde. Zum Heizen hatte man nur das Reisig, das die Kinder in dem angrenzenden Thiergarten sammelten, dem man ohnehin, aus Sommer- und Herbsttagen her, für Champignons und Steinpilze verpflichtet war.

In dieser seiner Bendlerstraßen-Wohnung (das Haus ist unverändert geblieben) saß unser Dichter tagein tagaus und

schrieb Dramen über Dramen, Trauer- und Lustspiele, die bis diesen Tag unangerührt also selbstverständlich auch unaufgeführt in Schrank und Koffer liegen. Eine bittere Kälte drang von Thür und Fenster her auf ihn ein, aber glücklich in seinem Schaffen, das ihm Licht und Lebenswärme gab, entschlug er sich aller Klagen und verlor die Haltung eines Gentleman so wenig, daß sich um eben diese Zeit einer seiner Anverwandten von Stettin oder Swinemünde her ganz ernsthaft nach seinen „Erfolgen“ erkundigte, die man, so scheint es, als selbstverständlich ansah. „Mehr als einmal, mein lieber Fritz, habe ich in den Literatur- und kritischen Blättern gesucht, weil ich hörte, daß Du schriftstellertest, bin aber Deinem Namen nie begegnet, muthmaßlich weil Du pseudonym oder anonym aufgetreten bist. Bitte, lüfte die Maske Deinem nahen Verwandten gegenüber.“

Aber weder von „pseudonym“ noch „anonym“ durfte die Rede sein und das Nichtgenanntwerden seines Namens hatte sehr andere Gründe. Niemand kümmerte sich um das, was der absolut Unbekannte schrieb, und der Ertrag seiner Feder beschränkte sich auf das, was Bittschriften und Eingaben, am meisten aber bogenweises Abschreiben ihm einbrachten. Das eine wie das andere gab denn einen kleinen Erlös, aus dem er seine Bedürfnisse: Tabak und Kaffee, die zugleich sein Luxus waren, bestreiten konnte. Was aber die Familie zusammenhielt und vor den bittersten Entbehrungen, ja recht eigentlich vor dem Hunger

schützte, das waren Unterrichts- und Nachhilfestunden, die von dem armen Poeten an die Kinder umwohnender Gärtnersleute gegeben und nach einem stillschweigenden Uebereinkommen ausschließlich mit Cerealien, oder minder euphemistisch ausgedrückt mit Kartoffeln honorirt wurden. Und noch dazu nach allerknappstem Maaß. Eine Metze pro Stunde war schon viel und bei schlechter Laune der Gärtnersleute blieb die Zahlung auch wohl ganz aus.

Und solche schlechte Laune herrschte mal wieder, als in der Osterwoche der Sonnabend bereits da war, ohne daß der seit längerer Zeit fällige Cerealien-Tribut entrichtet worden wäre. Die Kinder entschlugen sich der Sorge darüber, einfach der Ueberzeugung lebend, die Zahlung sei diesmal mit Vorbedacht hinausgeschoben worden, um ihr den Charakter einer besonderen Osterfreude geben zu können und unterhielten nur darüber einen Zweifel, ob sich die gesammte Gärtnerei durch einen knusperigen Kalbsbraten inclusive rückständiger Kartoffeln oder aber durch einen großen Napfkuchen legitimiren werde. So vergingen erwartungsvolle, wenn auch freilich schon von einem gewissen Bangen angekränkelte Ostersamstag-Stunden. Endlich (es dämmerte bereits) erschien der beste Schüler und trug etwas unter einem Tuch, ein Anblick, der das ganze Haus, den Vater mit eingeschlossen, in freudiger Hoffnung erzittern machte. Von allen Seiten umringte man den Jungen, der dann schließlich auch das Tuch zurückziehend, ein kleines

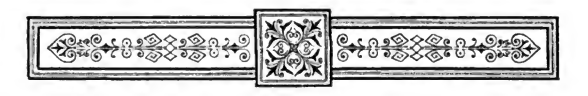
Bauer mit grünen Stäbchen und einer Lerche darin an Scherenberg überreichte. Diese Lerche war ein Geschenk, das der gutmüthige Junge seinem Lehrer aus persönlicher Dankbarkeit darbrachte, seitens der Eltern aber war weder an rückständige Stundenzahlung noch an einen Osterkuchen gedacht worden. Nur mit Mühe bewahrte man Haltung, im selben Augenblick aber wo der Junge gegangen war, brach auch schon die gesammte Kinderschaar, die sich so jäh um ihre Fest- und Osterfreude betrogen sah, in allerbitterste Thränen aus. Der Vater, selber trostesbedürftig, tröstete so gut es ging, und schrieb dann, als er in Ostermorgenfrühe die Lerche wieder in Wald und Feld hinausgetragen, eines seiner schönsten und tiefempfundensten Gedichte, daraus ich hier die folgenden drei Strophen als eine Probe Scherenberg'scher Dichtung gebe:

Vor mir erglomm die Morgenröthe,
Geläute wehte nah und fern,
Mir war's, wir träten zum Gebete
Hin vor das Angesicht des Herrn.

„Du, Vöglein, singst, das ist das Deine"
Hub leise ich zur Lerche an,
„Ich geb' Dich frei, das ist das Meine,
Ein Jeder bete wie er kann."

Und wie Gott über Land und Meere
Aufthut die weite Segenshand,
So that auch ich zu seiner Ehre
Auf meine schwache Menschenhand.

Und siehe da, die Lerche stieg in den Himmel auf, sich der Freiheit freuend, die der in Noth und Bande geschlagene Poet ihr zurückgegeben hatte, das wieder mit heimgenommene Bauer aber behielt er zur Erinnerung an diesen Tag und erhob das daran befindliche Wassernäpfchen, eine kleine graue Kruke, zu seinem Schreibzeug und Dichter-Tintenfaß, aus dem er seine Dichtungen bis an sein Lebensende mit einer sich immer gleich bleibenden Freudigkeit und Frische niedergeschrieben hat.



Viertes Kapitel.

Scherenberg tritt in den „Tunnel." 1840.

Die Bedrängnisse jener Zeit schufen selbstverständlich nur sehr ausnahmsweise Gedichte wie „Mein Ostermorgen", aber was sie reichlich schufen, waren Anekdoten, von denen einige sich bis auf diesen Tag erhalten haben und eine Stelle hier finden mögen.

Unser Christian Friedrich war, wenn nicht ein nachgeborener Jean Paul, so doch wenigstens eine nachgeborene Jean Paul'sche Figur, und so darf es nicht Wunder nehmen, daß die meisten der von ihm cursirenden Anekdoten einen gemeinsamen Zug haben: den einer gewissen Gleichgültigkeit gegen Aeußerlichkeiten. Innerlich von einem allerfeinsten Ehrgefühl, zugleich in hohem Maße takt- und rücksichtsvoll, war er doch andererseits „unängstlich" und jedenfalls frei von jenem Conventionalismus, der uns Alle viel viel mehr in Banden hält, als wir wissen. Immer geneigt, innerhalb seiner bescheidenen Sphäre Dienste

zu thun oder Hülfe zu leisten, nahm er auch seinerseits Dienstleistungen und Hülfe gern entgegen, ohne sich dadurch in seinem Gewissen bedrückt zu fühlen. Er verstand zu danken und dieser Dank erhielt seine Seele frei. Vielleicht kam auch die Vorstellung hinzu, daß er einen bloßen „Zehnten“ empfange, der, wie sonst an eine geistliche, so jetzt an eine geistige Macht entrichtet werde. Kaufmännisch und idealistisch zugleich, war ihm Besitz viel, sehr viel, und auch wieder nichts; er sehnte sich danach und warf ihn doch andrerseits gleichmüthig fort, sobald ein höheres in ihm laut werdendes Gesetz ein solches Opfer forderte. Trat dieser Fall ein, so war ihm das Opfer kein Opfer mehr, sondern einfach ein Gebot seiner Natur. So ließ er, wie wir gesehen haben, all sein irdisch Gut ohne Zaudern und Bekümmerniß in Händen seiner Frau zurück, einfach weil er es gegen den Werth einer für ihn schwerer ins Gewicht fallenden, ehrenvollen Freiheit abwog.

Aber ich wollte nicht über den Dichter reflektiren, sondern Anekdotisches aus seinem Leben erzählen.

Einmal, bei Gelegenheit einer kleinen Reunion, ward ihm ein Sopha, das dem wohlhabenden Freunde, bei dem er den Abend verplauderte, nicht mehr recht gefallen mochte, zum Geschenk angeboten. „Ich schick' es Dir morgen.“ Und damit wandte sich das Gespräch wieder einem anderen Thema zu. Scherenberg aber, als sich die kleine Gesell-

schaft bald darauf trennte, nahm ebenso zur Verwunderung wie zur Erheiterung aller Anwesenden das zweisitzige Sopha nach Art eines Gipsfigurenbrettes auf den Kopf und trug es in seine glücklicherweise ziemlich nahe gelegene Wohnung hinüber. Sein Gedanke war wohl: besser ist besser. Möglich auch, daß sich etwas von Originalitäts-Hascherei mit einmischte. Sein Ruf, ihm Vorschub leistend, ging stark nach dieser Seite hin, weshalb er es für klug und weise halten mochte, das Feuer, an dem er sich wärmte, nicht ausgehen zu lassen.

Wichtiger war das Folgende.

Bei bestimmter Gelegenheit in einen höheren Anstands-zirkel geladen, sah er beim Ankleiden, daß seine „Gesellschafts-Stiefel" einen kleinen Spalt auf dem Oberleder hatten und in dieser Verfassung absolut unsalonfähig seien. Er beschloß also mit schwarzem Siegellack nachzuhelfen und schickte sein Töchterchen in den schräg unter seiner Wohnung gelegenen Eckladen, in welchem man der Kleinen auch wirklich das gab, um was sie bat: ein Siegellackstückchen. Als die Kleine jedoch das Bröckelchen in Händen hielt, fing sie, statt den Laden jetzt zu verlassen, vorerst bitterlich an zu weinen, weil es rother war, den man ihr gegeben hatte. Natürlich ließ man es an Zuspruch und Inquirirung nicht fehlen, bis sie, immer wieder gefragt „weshalb sie denn so sehr traurig sei", die Haussituation zu schildern und rund

heraus zu erzählen begann, warum es nothwendig schwarzer sein müsse.

Diese Geschichte, so klein sie war, war doch bestimmt, in unseres Dichters Leben eine Rolle zu spielen, indem sie zwischen ihm und dem Eckladen eine Freundschaft herstellte, die, viele Jahre lang andauernd, eine Glücks- und Freudenquelle für beide Theile wurde: für Scherenberg und für den „Eckladen“. In diesem letzteren nämlich versah damals ein Bruderpaar den kaufmännischen Dienst, die Gebrüder Hollmach, junge Leute von 18 oder 20 Jahren, die sehr bald eine schwärmerische Liebe zu dem armen, in ihren Augen aber unendlich reichen und hoch bevorzugten Poeten faßten. Dieser seinerseits gab ihnen Unterricht in Sprachen und Briefstil und saß allabendlich, wenn das Geschäft nachließ, vor dem großen Contobuch, bequem auf einem Drehschemel reitend, der gelegentlich auch wohl zum allerdirektesten Dichtersitz wurde, wenn der aus dem Thiergarten heimkehrende Poet, wie Ibykus „des Gottes voll“, in seinem Schaffensdrange die Treppe zu seiner Wohnung nicht erst hinaufsteigen wollte. Dann bot sich ihm der Eckladen mal auf mal als eine bequem gelegene Station oder Etappe dar, auf der er im Fluge niederschrieb, was ihm feurig durch Herz und Seele ging, und eines der bei solcher Gelegenheit rasch vom Drehschemel her in das Hollmach'sche Contobuch eingetragenen Gedichte befindet sich bis diesen Tag in meinem Besitz. Es ist der Entwurf zu dem schönen Gedichte „Thorwaldsen's Tod“, das sich in der

Gitterung der roth und blauen Contobuchlinien sonderbar genug ausnimmt.

Diese Vorkommnisse von anekdotischem Gepräge gehören aber nicht alle jenem ersten Zeitabschnitt an, der der Uebersiedlung Scherenbergs von Magdeburg nach Berlin hin unmittelbar folgte, weshalb ich zuvörderst auf das Jahr 1840 und zwar auf ein ganz bestimmtes Ereigniß desselben zurück zu greifen habe, das ausersehen war, einen Wandel in dem Leben unseres Dichters zu schaffen.

Dies Ereigniß war sein Bekanntwerden mit dem damaligen Hofschauspieler Louis Schneider, bei dem er sich auf gut Glück hin einführte, natürlich unter gleichzeitiger Ueberreichung einiger Dramen und lyrischen Gedichte.

Schneider, sonst überaus brüsk und ablehnend in solchen Fällen, enthusiasmirte sich sofort für unsern damals zweiundvierzigjährigen Poeten und forderte denselben auf, ihn am nächsten Sonntag in eine Dichtergesellschaft zu begleiten, in der er ihn vorstellen und, seine Zustimmung vorausgesetzt, bei nächster Gelegenheit zum Mitgliede vorschlagen werde.

Diese Dichtergesellschaft aber war der „Tunnel“.

* * *

Der Tunnel, oder mit seinem prosaischeren Namen der „Berliner Sonntagsverein“, war 1827 durch den damals

in Berlin lebenden Witzling M. G. Saphir gegründet worden. Letzterer, in den ewigen Fehden, die zu führen ihm oblag, erwies sich moralisch und fast auch physisch einer Leibwache dringend bedürftig, welchen Doppeldienst der Tunnel ihm leisten sollte. Zugleich aber war ihm in seiner Eigenschaft als Redacteur der „Schnellpost“ an einem Stamme junger Mitarbeiter gelegen, die, weil jung und unberühmt, in ihrer Unberühmtheit froh waren, unter einer gefürchteten Flagge sich mitgefürchtet zu sehn, und nie daran dachten, durch Honorar-Ansprüche lästig zu werden.

Also lauter „Werdende“ waren es, die der Tunnel allsonntäglich in seiner Rauchhöhle versammelte: Studenten, Auskultatoren, junge Kaufleute, zu denen sich, unter Beihilfe des von Anfang an mit Saphir liirten und beständig die Werbetrommel rührenden Louis Schneider, alsbald auch noch Schauspieler und Offiziere gesellten, junge Lieutenants, die, wie später mit Vorliebe dilettirende Maler, so damals mit Vorliebe dilettirende Dichter waren. Um speziell die Zeit aber, wo Scherenberg eintrat, 13 Jahre nach der Saphir'schen Gründung, hatte die Gesellschaft ihren ursprünglichen Charakter bereits stark verändert und sich aus einem Vereine dichtender Dilettanten in einen wirklichen Dichterverein umgewandelt. Auch jetzt noch herrschten die „Amateurs“ vor, gehörten aber doch meistens jener höheren Ordnung an, wo das Spielen mit der Kunst entweder in die wirkliche Kunst übergeht oder aber durch entgegenkom-

mendes Verständniß ihr oft besser dient als der fachmäßige Betrieb.

Und so bestand denn der Tunnel, während der hier zunächst zur Sprache kommenden Zeit von 40 bis 45 — die man vielleicht als „erste Scherenberg-Epoche" bezeichnen darf — neben einer Menge blos Corona bildender Statisten, aus folgenden Hauptmitgliedern, deren noms de guerre ich parenthetisch beifüge.

Assessoren und Offiziere.

Assessor Loewe (Puffendorf) z. Z. Geh. Oberfinanzrath in Berlin; Assessor Jacobi (Wilh. Müller) z. Z. Geh. Reg.-Rath in Marienwerder; Assessor Dr. Streber (Feuerbach) später in Costa Rica; Assessor Heinrich von Mühler (Cocceji); Assessor Dr. Heinrich Friedberg (Canning); Assessor Wilhelm von Merckel (Immermann); Assessor Graf Hermann Henkel von Donnersmark (Ulrich von Hutten); Assessor von Bülow (Tasso) später Generalconsul in Smyrna; Assessor Dr. Erich (Cujacius); Assessor Ribbeck (Matthisson) später vortragender Rath und Direktor im Ministerium des Innern; Collegien-Assessor Baron Budberg (Puschkin); von Beaulieu-Marconnay (Boileau); Major Blesson (Carnot) Adjutant Blüchers und Militairschriftsteller, später, 1848, Commandeur der Berliner Bürgerwehr; von Glümer (Archenholtz) damals zur Kriegsakademie commandirt, später, 1870, Generallieutenant und Commandeur der badischen Division;

Woldemar von Loos (Platen) Premierlieutenant im 2. Garde-Regiment; Hermann von Etzel (Xenophon) Sec.-Lieutenant im Garde-Schützen-Bataillon; Bernhard von Lepel (Schenkendorff) Sec.-Lieutenant im Kaiser Franz-Regiment.

Berufs-Schriftsteller, Dichter und Künstler.

Dr. Rudolf Löwenstein (Spinoza) der eben damals mit seinem Volkslied gewordenen „Freifrau von Droste Vischering“ im Tunnel debütirt hatte; Dr. Bernhardi (Leisewitz) ein Neffe Ludwig Tiecks und guter Literarhistoriker; Dr. Wollheim da Fonseca (Byron) später nach Hamburg übersiedelt, jetzt wieder in Berlin; Dr. Schweitzer (Weißflog) später nach Wien hin übersiedelt und Chefredacteur der amtlichen „Wiener Zeitung“; Dr. Werner Hahn (Cartesius) später, im Gegensatze zum „Bismarck-Hahn“, der „Edda-Hahn“ geheißen; Heinrich Smidt (G. A. Bürger) See-Novellist, „deutscher Marryat“; Dr. Otto Gildemeister (Camoëns) später Senator und Bürgermeister in Bremen; Moritz Graf Strachwitz (Goetz von Berlichingen); Emanuel Geibel (Bertrand de Born) der dem Tunnel leider nur einen Winter lang angehörte; Louis Schneider (Campe) königl. Hofschauspieler, später Geh. Hofrath und Vorleser König Friedrich Wilhelms IV.; Truhn (Mozart) Componist und Musikschriftsteller; Kücken (Haydn) Liedercomponist; Prof. Theodor Hosemann (Hogarth) Genremaler, bekannt durch seine humoristischen,

an Glasbrenner erinnernden oder vielleicht auch durch Glasbrenner angeregten Darstellungen aus dem Berliner Leben.

Aus verschiedenen Berufsklassen.

Kaufmann Lesser (Petrarca) der, wie sein Beiname schon andeutet, viel aus dem Italienischen übersetzte; C. von Rappard (Robert Burns) damals Besitzer der Rauen'schen Kohlenbergwerke bei Fürstenwalde, später in Interlaken; Dr. Adolf Löwenstein (Hufeland), Vetter Rudolf Löwenstein's, als Geh. Sanitätsrath verstorben: Dr. Siegmund Stern (Collin) später Schuldirector in Frankfurt a. M. und Gründer der Reform-Judenschaft; Dr. Scherer (Novalis) Naturforscher, übersiedelte nach Norwegen; Dr. Lasker (Haller), Vetter von Eduard Lasker.

Alles in Allem eine stattliche Zahl, hinsichtlich welcher ich für diejenigen, die den einen oder anderen Namen darin vermissen sollten, nur noch hinzuzufügen habe, daß es sich in Vorstehendem ausschließlich um die Mitglieder einer ganz bestimmten Epoche handelt. Weiterhin werden andere Namen folgen.

Das also war der Tunnel, in den sich unser Scherenberg Ende November 1840 eingeführt sah. Er konnt' es, Pardon für den Berolinismus, nicht „forscher" treffen:

Heinrich von Mühler war Vorsitzender,
Heinrich Friedberg Schriftführer,

und so stand er denn, der arme Bendlerstraßen-Poet, angesichts zweier Minister in spe.

Nach Verlesung des Protokolls nahm L. Schneider, der im Tunnel den bezeichnenden Beinamen „Campe der Caraibe" führte, das Wort und theilte der Versammlung mit der ihm eigenen, halb sonoren halb stentorhaften Stimme mit, „daß ein von ihm eingeführter Gast einige Sachen vorzulesen wünsche". Die Zustimmung wurde sofort gegeben und Scherenberg las nun vier Gedichte: Der Feind, Der gestrandete Sclavenhändler, Der Leuchtthurmwächter und Fischers Heimbucht, die sämmtlich einen vollständigen Erfolg erzielten.

Es war ein glänzendes Debut.

Am nächsten Sonntag, den 5. December, erschien er wieder, kam aber, trotz des glücklichen Eindrucks, den seine Persönlichkeit sowohl wie seine Dichtungsweise gemacht hatte, nicht zum Vortrag, da dieser 5. December gerade der Tag des alljährlich zu feiernden Stiftungsfestes war. Die Haupt-Festnummer an diesem Tage bestand aus einer langen Reihe sorglich übersetzter Volks- und Nationallieder, die, wie das „Marlborough s'en va-t-en guerre", die Marseillaise, die Riego-Hymne, Rule Britannia, „König Christian stand am hohen Mast" und viel andre noch, eines Theils durch den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Seydelmann recitirt, andren Theils durch die gefeierten Opernsänger Eichberger, Fischer und Böttcher gesungen wurden.

Diesem Fest-Tunnel vom 5. December 1840 folgte

nicht sehr viel später (am 17. Januar 1841) ein alles Geschäftliche regelnder, sogenannter Deliberations-Tunnel, an welchem Tage sich unser Scherenberg denn auch feierlich und zwar unter dem Namen Cook aufgenommen sah, welchen Namen er von jenem 17. Januar an noch 40 Jahre lang zu Stolz und Freude des Tunnels getragen hat.

Binnen Kurzem war er ausgesprochener Liebling, trotzdem er gerade damals eine Concurrenz allerhervorragendster Kräfte zu bestehen hatte. Otto Gildemeister trug allsonntäglich seine meisterhaften Uebersetzungen aus dem Englischen, Baron Budberg seine kaum minder gelungenen aus dem Russischen vor, während der eben von einem längeren Aufenthalt in Süd-Italien zurückgekehrte B. v. Lepel durch Dichtungen wie „Ganganelli" und die „Wittwe von Capri", Geibel durch „Sigurds Brautfahrt" und Strachwitz durch Rolf Düring und den „gefangenen Admiral" die Tunnelherzen zu stürmischem Beifall hinriß.

Aber so schwerwiegend diese Concurrenz war, Cook, wie schon angedeutet, erhielt sich nichts desto weniger in der Gunst seiner rasch erworbenen Freunde, ja nicht wenige waren da, die der Scherenberg'schen Muse vor der der beiden großen Mitbewerber, Geibel und Strachwitz, den Vorzug gaben. Sie fanden alles reifer, phrasenloser, männlicher, und wirklich, überblickt man, was Scherenberg damals producirte, so kann man schwanken, ob ihm nicht in Wahrheit der Platz vor den Dichtungen jener Beiden

gebührt, mit alleiniger Ausnahme von Strachwitz' „Herz von Douglas", das ich zu jenen epochemachenden Gedichten à la Lenore zähle, von denen jede Literatur überhaupt nur ein paar Nummern aufzuweisen hat.

Aber wenn Scherenberg auch hinter dieser einen glänzenden Dichtung zurückbleiben mochte, die Gesammtheit dessen, was er damals schuf, war von solcher Originalität und Frische, daß es keinen Vergleich und keine Mitbewerbung zu scheuen hatte und Dichtungen wie: Der letzte Maurenkönig und der Polarfahrer im Binnenmeer, wie Baumwaldes-Nacht und Thierwaldes-Nacht, wie die schwarze Wiege, die Menagerie, Bruder Stromus, der Thürmer, das Zechlied der spanischen Fremdenlegion und der verlorene Sohn, sind auch von ihm selber nie mehr übertroffen und nur selten noch erreicht worden. Einige der hier genannten stell' ich sehr hoch, am höchsten den „verlorenen Sohn", darin er, wie's der echte Dichter soll, ein persönliches Erlebniß zu erschütterndem Ausdruck brachte.

Das Erlebniß selbst aber war das Folgende.

Sein Sohn, Seemann, hatte bei noch sehr jungen Jahren eine große Fahrt gemacht und war auf der Rückreise bis Glasgow oder Leith gekommen. Von hier aus schrieb er, „daß er Geld brauche", keine ganz kleine Summe, wenn man die Verhältnisse des Hauses in Rechnung zog. Der Alte machte nichtsdestoweniger das Geld flüssig, wahrscheinlich unter Dransetzung des Letzten,

was ihm geblieben, und erwartete nun die Rückkehr des Sohnes. Aber wer nicht kam, war dieser, und was statt seiner eintraf, war ein Brief, in dem er bekannte, das gesammte Geld verbracht, verspielt zu haben und mithin zu seiner Auslösung einer zweiten Sendung benöthigt sei. Scherenberg war wie vom Schlage getroffen und vielleicht um so mächtiger erschüttert und niedergeworfen, als er der Tage gedenken mochte, wo sein eignes in Selbstsucht und Eitelkeit verstricktes Thun ihn zu gleicher oder wenigstens ähnlicher Rücksichtslosigkeit hingerissen hatte. Das gab nun den Schlüssel zum Verständniß des Geschehenen, aber freilich auch den doppelten „Stachel im Gemüth" und die drei mittleren Strophen aus dem damals gedichteten „Der verlorene Sohn" mögen hier ebenso zur Kennzeichnung seines Leids wie seines Lieds eine Stelle finden.

In der Nacht, in der Nacht, der singenden Nacht!
Da flimmert der Saal, da schäumt der Pokal;
Ich tanze für zwei und trinke für drei,
Je wilder der Sprung, je heißer der Trunk,
Was kann ich dafür, ich bin noch jung,
    Juchhei!
Herum, herunter, herum.
Die Leben glühen, die Funken sprühen,
Die Kerzen sich drehn, im Sturme wehn
    Die Stunden vorbei.
Auf die Nacht, auf die Nacht, lieb Jungfer fein,
Da wollen wir beide beisammen sein,
    Juchhei!

So lang' wir zu zwei, hält unsere Treu,
Und wenn wir auseinander gehn,
So haben wir uns nicht gesehn —
Vorbei!

Und dann:

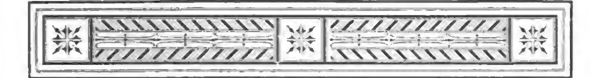
In der Nacht, in der Nacht, der klingenden Nacht,
Wo's grinst und stiert und grimmt und giert,
Und bleich und stumm,
Als ginge der Tod im Saale um —
Zum Tisch, zum Tisch, zum grünen Tisch,
Wo's lockt und rollt
Das glänzende Silber, das glühende Gold.
„Ich war kaum Vogel, nun bin ich Fisch,"
Verjubelt die Glut, ist kalt mein Blut.
Mein Sang ist der Klang,
Mein Lieb ist das Gold,
Va banque!
Juchhei!
Die Taschen sind voll „noch mehr, noch mehr",
Gewagt, gewonnen,
Es steht,
La bête!
Vorbei!
Gewonnen, zerronnen.

Und zum dritten:

Die Taschen sind leer. Und sind sie leer,
Herzvater, Herzmutter, sie schicken mehr.
Sie sparen und scharren und kratzen zu Haus,
Und weinen zu ihrem Vergnügen,
Ich nehme die Gelder zum Briefe heraus
Und lasse die Thränen drin liegen.

Juchhei!
Der Eine erwirbt, der Andre verdirbt,
Und jeder dran stirbt.
Vorbei!
Im Sturme, im Sturme wird's durchgebracht
Das Herz, das Leben, die Liebe!
Wir leben geschwinde, wir Herren der Nacht,
Wir Schwelger, wir Spieler, — wir Diebe.

Es giebt nicht viel lyrische Dichtungen, weder in unserer noch in einer anderen Literatur, die darüber hinausgingen. Alles ist echt, knapp, tief und von einer aller Formgewagtheiten spottenden großen Leidenschaft. Wer dem unerachtet in einem solchen, in jeder Zeile den Stempel des Genies tragenden Gedichte die Fehler und Fehlerchen nachrechnen und mit Schulmeisterweisheit an unverstandenen Schönheiten herummäkeln will, mit dem ist nicht zu streiten.



Fünftes Kapitel.

Scherenberg im Heinrich Friedberg'schen Hause bis 1845.

Es waren Dichtungen wie diese („Der verlorne Sohn"), die, wenigstens im Tunnel, den Verfasser mit einem Nimbus umgaben, mit einem Nimbus, der unter dem Einfluß einer fast an Ascese grenzenden Zurückhaltung und Ungesellschaftlichkeit nur noch wuchs.

Einem Schriftstücke, das viele Jahre später abgefaßt und zu Nutz und Frommen Scherenbergs dem Könige Friedrich Wilhelm IV. vorgelegt ward, entnehm ich über diesen ascetischen und fast auch misanthropischen Abschnitt im Leben unseres Dichters das Folgende: „. . Gleich die ersten Sachen, die Scherenberg im Tunnel vorlas, erregten das größte Aufsehen, denn so Vieles man auch an der Form aussetzen durfte, ein gewaltiges Talent sprach doch aus Allem. Die Bewunderung, die er fand, that dem Dichter offenbar wohl, der Mensch aber hielt sich scheu zurück und verschwand immer aus dem Kreise, so

wie er sein Pensum gelesen hatte, ja lehnte jede persönliche Annäherung ab."

Dies ging durch mehrere Jahre hin. Da kam ein Wandel, und der Herr Verfasser, aus dessen Schriftstück ich das Vorstehende citirt habe, fährt an betreffender Stelle fort: „Unter denen, die sich vergebens um ihn bemühten, war auch ich, bis er allmählich anfing, in meinen all seiner Sprödigkeit unerachtet immer erneuten Bemühungen mehr zu sehen als zudringliche Neugier. Er gab sich also schließlich gefangen und kam in mein Haus, wo das Eis nunmehr rasch hinschmolz."

Das Haus, von dem hier die Rede, war das des Assessors Heinrich Friedberg (jetzigen Justizministers), das von 1840 bis 45 den gesellschaftlichen Mittelpunkt der Tunnel-Aristokratie, sowohl der Geburt wie des Geistes bildete. Sonderbarerweise fiel dies damals zusammen und die durch Lebensstellung Bevorzugten — unter denen ich hier nur Strachwitz, Budberg, Mühler und W. v. Merckel und aus der militairischen Sphäre Lepel, Glümer und Woldemar v. Loos namhaft machen möchte — waren, mit vielleicht alleiniger Ausnahme von Gildemeister und Rud. Löwenstein, auch die Talentvolleren und geistig Bedeutenderen.

In diesem aristokratischen Kreise nun, in dem sich allsonntäglich nach Schluß des Tunnels die Tunnel-Debatte fortsetzte, ward unser Scherenberg allmählich heimisch und

litt es, daß man sich ernsthaft und werkthätig mit der Frage beschäftigte: „was zu thun und wodurch ihm zu helfen sei."

Das Erste war, daß man ihm eine Stellung im Journal- und Zeitungsdienst zu verschaffen suchte. Dies wäre nun heute bei Scherenberg's Wissen und Talenten eine Kleinigkeit gewesen, hielt aber damals herzlich schwer. Die Redakteure hatten im Wesentlichen alles selber zu machen, und was hier und da von Stellungen außerdem noch existirte, war besetzt. Also Schwierigkeiten wohin man sah. Aber demohnerachtet scheiterten die Bemühungen (bei denen man sich übrigens nach Möglichkeit auch der Unterstützung des Tunnel-Gros zu versichern suchte) nicht ganz, und so gelang es beispielsweis unter Major Blesson's Zuthun, eine Corrector-Stellung an einem militairischen Journal ausfindig zu machen oder vielleicht auch eigens für Scherenberg zu gründen. Um dieselbe Zeit empfahl ihn L. Schneider an Both's Bühnen-Repertoire, das sich denn auch, und zwar ausschließlich auf diese Empfehlung hin, bereit erklärte, französische Stücke von unserem Dichter übersetzen zu lassen.

Scherenberg selbst, als er von all diesen Schritten hörte, war ebenso dankerfüllt wie hocherfreut und versprach selbstverständlich allerprompteste Dienstleistung. Aber sehr bald zeigte sich's, daß seine dichterisch und vielleicht auch egoistisch ungebundene Natur, die jeden Augenblick nur sich selber leben wollte, solchen Zwang nicht ertragen konnte.

Die Correcturen wurden unregelmäßig gemacht, während das Uebersetzen aus dem Französischen, einen ersten Versuch abgerechnet, ganz unterblieb. So schien denn die liebevoll geplante Hilfe durch eigene Schuld des Dichters zu keiner wirklichen Hilfe werden zu sollen.

Aber das große Kind Scherenberg hatte nach Art aller Kinder seine gute Fee, die nicht müde wurde für ihn zu sorgen und an seiner Statt emsig arbeitete, während er schlief oder träumte. Diese gute Fee half, ohne daß Scherenberg davon wußte, ließ sich statt seiner die Correcturen und französischen Stücke schicken und im selben Augenblicke, wo man auf zwei Redaktionen anfing, über den säumigen Dichter, „der als echter Poet natürlich zu nichts Praktischem zu brauchen sei", höchst ungehalten zu werden, sah man sich plötzlich durch eine nie dagewesene, ganz unscherenbergsche Promptheit überrascht. Ohne Druckfehler präsentirte sich die militairische Zeitung und in Both's Bühnen-Repertoire, Band XII und XIII, erschienen rasch hintereinander fort das fünfaktige „Fräulein von St. Cyr", der „Ehemann auf dem Lande" und der „Vicomte von Letorières", Uebersetzungen, von denen der nominelle Uebersetzer überhaupt erst erfuhr, als ihm das Honorar gebracht und die Honorar-Quittung zur Unterzeichnung vorgelegt wurde.

Scherenberg, so leicht er Dinge nahm, vor denen der Ehrbarkeits- und Durchschnitts-Philister zusammenzuschaudern pflegt, fühlte doch schließlich heraus, „daß das so nicht

weiter gehe," weshalb er bei bestimmter Gelegenheit die drei vorgenannten Stücke zusammen binden ließ und auf das Titelblatt folgende Verse schrieb:

An Frau A. F.

Mein nur der Name. Doch was sonst wir lesen,
Und was das Stück in deutscher Sprache spricht,
Das, schöne Frau, ist Dein gewesen,
Und selbst die Correktur besorgt' ich nicht.

Verzeih, daß ich's so rundheraus hier sage,
Gebot der Wahrheit ist's, was aus mir spricht:
Ob's Deinen oder meinen Namen trage,
Dir ist es gleich, doch mir, mir ist es nicht.

Wär's minder gut, vielleicht daß gleich mir's wäre,
Allein es ist nun leider einmal gut;
Nun muß ich tragen fremde Ehre,
Und dazu, Freundin, hab' ich nicht den Muth.

C. F. Scherenberg.

In diesen Zeilen haben wir den ganzen Scherenberg: geistreich, gefühlvoll, verbindlich, und die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die sich, von jener Zeit an, durch fast ein Menschenalter hin, an beinahe alle Mitglieder des Friedberg'schen Hauses richteten, — alle tragen sie denselben Stempel. Aus der reichen Fülle derselben aber stehe hier nur das eine, das unser Hauspoet im Namen des ihm ebenfalls befreundeten Stadtraths Eduard Friedberg (Bruder des Ministers) als Gratulationscarmen zum 3. Februar 1844 abfaßte.

Onkel Eduard
an seinen einjährigen Neffen Paul bei Ueberreichung
eines Erd-Globus.

Mein Paul, ich gratulir: ein Jahr ist Dein.
Jetzt bist Du in der Welt erst da,
Da läßt vor Eins sich ja nicht sein,
Vor Eins ist Null hier ja.

Und daß Dir's klar noch mehr,
Daß Du nicht da gewesen bist,
Bring' ich Dir heut die Welt erst her;
Guck, Kind, ob sie bekannt Dir ist?

Er führt nun das Thema noch weiter aus, spielt geistreich mit Worten und fährt dann fort:

Sie dreht sich also (ist mal hier mal dort)
In zween Angeln: Süd und Nord.

Sie dreht sich; dreh Dich auch mein Sohn,
Man muß sich drehn und wenden,
Sonst dreht man uns hier schon
Und wohl an mehr als zween Enden.

Du siehst die beiden Pole hier,
Hier draußen, ober- unterwärts,
Doch Deine Pole sind in Dir,
Sie heißen: Geist und Herz.

Wer sich in diesen Angeln hält,
Dem's immer wie 'nem Stehauf geht,
Wie man ihn auf den Kopf auch stellt,
Er immer wieder auf den Füßen steht.

Die Welt geht fort, o gehe mit, mein Sohn,
Wer stehen bleibt, der geht zurück hier schon,
Doch wenn du gehst, so denke dran:
Die Welt geht immer eine Sonnenbahn.

Ihr ew'ger Weg geht nach dem Licht,
Das, guter Paul, vergesse nicht.

* * *

Demselben Ton des humoristisch Espritvollen begegnen wir auch in der Correspondenz, die Scherenberg von jener Zeit an mit seiner „guten Fee" führte. Mitunter wird das Geistreiche zum Hypergeistreichen, ein Fehler, den Scherenberg auch in seinen Dichtungen nie los geworden ist; aber unser gegenwärtiger Geschmack darf an diesen ewigen Pointen und Piquanterien nicht allzu viel Anstoß nehmen. In der Epoche, die mit 48 und dann vollständig mit 64 abschloß, schrieb man so.

Diese geistreichen Briefe stammen meist aus Tagen, die „la Belle Fée" zwei, drei Sommer lang mit ihrem ältesten Sohne Paul in dem benachbarten Freienwalde zubrachte, und wenigstens ein paar Auszüge daraus mögen an dieser Stelle gestattet sein.

„ . . Gebe der Himmel, meine Gnädige, daß Sie jenseits der Oder einen Sonntag hatten, wie wir ihn diesseits erlebten: wir waren in Tegel und feierten am 24. September unsern Sommertunnel. Also genau ein Vierteljahr zu spät, was sehr wahrscheinlich auf mein Conto kommt. Bin

ich doch zeitlebens ein Retardeur gewesen . . Eine Eskorte von zwei Mann Cavallerie geleitete uns. Der Maler Hosemann, der bis dahin immer nur Sonntagsreiter zu malen pflegte, ritt gestern so zu sagen eins seiner eigenen Bilder. Und so gut seine gemalten Bilder sind, so war sein lebendes Bild doch noch besser. Natur bleibt Natur. Der andere Reiter war ein Herr v. St. Paul. Don Quixote ein Pfuscher dagegen! Ich hatte für den Mond bange, der uns auf dem Heimwege mit seiner blassen Leuchte vorwandelte, denn die Welt hatte nichts, was nicht umgeritten werden konnte. Die Haideläufer werden überall Windbruch zu sehen vermeinen, und doch regte sich kein Lüftchen und in allen Wipfeln war Ruh. Und dabei welcher Tabak und welch' Gesang! Vierraden ist ausverkauft und Kalliope hat geweint. Alle Noten einmal durch den Kopf gestrichen und dreimal durch den Hals. Aber lassen wir Tegel und Sommertunnel und frag' ich lieber „was macht Paulchen?" Hat seine Sprache neue Erfindungen gemacht? Erfindungen sind Kindern leichter als das Erlernen des Vorhandenen und bis zu gewissen Jahren sind sie alle Genies . ."

Das Jahr darauf, ebenfalls nach Freienwalde gerichtet: „Der Mensch ist doch ein wunderlicher Mensch," sagte ich schon neulich zu Ihrem Herrn Gemahl, als wir unter einem und demselben Regenschirm gingen und natürlich beide naß wurden. Denn alle halben Maßregeln bringen einen unter die Traufe. Ja, der Mensch ist ein wunderlicher Mensch,

und man könnte, wenn man ein Menschenleben ansieht, von einem humoristischen oder noch besser von einem ironischen Gedanken Gottes sprechen, wenn der Begriff der Ironie sich mit dem Begriff vom lieben Gotte vertrüge. Da senkt er in unsere Brust ein auf Erinnerung und Hoffen gestelltes Leben und wirft uns damit in die Gegenwart, um uns diese genießen zu lassen. Du lieber Gott! Was da ist, ist nicht für uns da, und nur immer das ist da, was einmal war oder sein wird; die beste liebenswürdigste Gegenwart vernachlässigen wir, und nur wenn sie hin ist, dann vermissen wir sie ... Das Trauerspiel der Seele beginnt schon, wenn wir verlieren sollen, und je näher des Verlustes Tag, je höher der Werth dessen, was uns bald entschwunden sein wird. Und das Lustigste und Traurigste dabei ist, daß sich die Sache beständig wiederholt. Sie, meine Gnädigste, werden wiederkommen und alle die sich jetzt stundenlang über versäumte Minuten anklagen, über Minuten, die sie hätten in Ihrer Nähe verbringen können, alle diese werden ungebessert sein und wieder kostbare Minuten versäumen ... Was macht Paul? Ich hoffe das Beste zu hören, denn je länger die Bewegung in freier Luft andauert, desto wohler wird er werden. Aber halt, da gerath' ich in Conflict mit unsrem Interesse, dem Interesse der hier Zurückgebliebenen, und lege die Mutterliebe in die Gegenschaale unsrer Wünsche."

Gleich da nach.

„Es ist ein schönes Bewußtsein, sein Wort gehalten zu haben, aber Ihnen gegenüber auch etwas sehr Leichtes.

Ihnen gegenüber ist Versprechungen erfüllen Egoismus und sie nicht erfüllen Entsagung. Vergeben Sie mir, daß ich über alte Geschichten spreche, Sie vergeben mir ja so oft, und wenn Sie mir nicht mehr zu vergeben hätten, ach, welch Recht hätt' ich dann überhaupt noch an Sie? Meine Freunde pflegen mir, im Fall ich mich entschuldigen will, immer zuzurufen „das sei gar keine Entschuldigung." Vielleicht haben sie Recht, aber meine Entschuldigungen sind nun mal solche, daß sie mich nicht entschuldigen. Meine Freunde verurtheilen mich deshalb, Sie dagegen lächeln und vergeben mir, weil Ihnen gerade darin meine Entschuldigung liegt. Was macht Paul? Ach, solch Junge badet sich vollständig in seinen Wünschen, in erfüllten Wünschen, und das nenn' ich eine Badekur! Was Kindern ausnahmsweise mal nicht erfüllt wird, wird vergessen und vergessene Wünsche sind keine mehr."

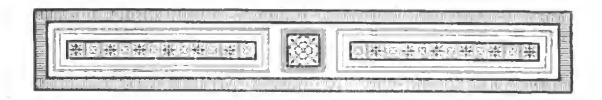
Und zu dem bald darauf stattfindenden Geburtstage: „Was wünsch' ich Ihnen, meine gnädigste Frau? Wenn ich Ihnen Glück wünsche, so wünsch' ich es zugleich all Ihren Lieben, denn Ihr Leben lebt doch nur im Leben Anderer und allein Glücklich-sein-können ist kein Begriff für Sie."

Wie kaum versichert zu werden braucht, lief, neben dieser Correspondenz mit der Freundin, eine gleich lebhafte mit dem Freunde, mit Friedberg selbst, einher. Diese Freundesbriefe weichen inhaltlich von den an die „gute Fee" gerichteten erheblich ab, sind ihnen aber in Ton und Vortrags-

weise nahe verwandt: immer ist es der geistreiche, knappe, pointenliebende Jean Paulianer, der spricht. Ich gehe deshalb über diese sehr umfangreiche, zum Theil nach Paris hin geführte Correspondenz hinweg, und beschränke mich am Schlusse dieses Kapitels auf Hervorhebung zweier überaus wichtiger, wenn auch freilich in ihrer Zusammenstellung etwas sonderbar wirkender Dienste, die Friedberg damals in die Lage kam, dem Freunde leisten zu können. Er setzte nämlich erst Scherenberg's juristische Scheidung und nach Abwickelung dieser schwierigen Angelegenheit die fast noch schwierigere Herausgabe der Scherenberg'schen Gedichte durch, Schwierigkeiten, die theils in den Verhältnissen, theils in Scherenberg's Charakter lagen. „Eine wunderliche Scheu," so heißt es in dem mehrcitirten Berichte an König Friedrich Wilhelm IV., „hielt unseren Dichter durch viele Jahre hin davon ab, irgend etwas von seinen Arbeiten zu veröffentlichen."

Aber Friedberg wußte sich schließlich, halb durch Zwang und halb durch Zureden, des nöthigen Materials zu bemächtigen, das nun einmal in seinen Händen, rasch zum Drucke vorbereitet ward.

Und wirklich, um Weihnachten 1844, erschien auf citronengelbem Papier ein 150 Seiten starkes Bändchen, das den Titel führte „Gedichte von Christian Friedrich Scherenberg" und den ersten Schritt zu dem Ruhme bildete, der nun bald seiner harrte.



Sechstes Kapitel.

Vom Erscheinen der Scherenberg'schen Gedichte bis zum Erscheinen von Waterloo. Von 1845 bis 49.

Die Gedichte, trotz der vordatirten Jahreszahl 1845, erschienen, wie hervorgehoben, Weihnachten 44, was sich aus nachstehendem, an Scherenberg gerichteten Briefe des Verlegers Th. Chr. Fr. Enslin mit Sicherheit ergiebt.

„Berlin, den 12. Dezember 1844. Ew. Wohlgeboren beehre ich mich ergebenst anzuzeigen, daß nunmehr der Buchbinder alle Exemplare Ihrer „Gedichte", im Ganzen 738, an mich abgeliefert hat. Da mir hiervon 500 zukommen, so haben Sie nach den bereits empfangenen 125 noch 113 zu erhalten, welche Sie gefälligst bei mir abholen lassen wollen. Dabei gebe ich Ihnen aber ergebenst anheim, ob Sie es nicht billig finden, daß Sie mir eine kleine Anzahl über 500 überlassen, weil es unumgänglich ist, daß ich, um die Sache auch äußerlich zu poussiren, viele verschenken muß. Indessen stell' ich dies nicht als eine Forderung auf.

„Zugleich lege ich Ihnen hier eine Quittung bei, gegen deren Rücksendung mit Ihrer Unterschrift Sie gefälligst den Kaufpreis von 75 Thaler von mir in Empfang nehmen lassen wollen.

„Eine Anzeige in den hiesigen Zeitungen wird in den nächsten Tagen erscheinen, doch freilich nur eben Titel, Verleger und Preis. Zu pomphaften Anzeigen kann sich meine Buchhändlernatur, die noch aus der alten Schule stammt, weder erheben noch erniedrigen, sondern ich denke bei all meinen Unternehmungen wie Luther „ist's Gottes Werk so wird's bestehn, ist's Menschenwerk, wird's untergehn". Da man aber gleichwohl den Leuten den Weg des Lichts oft zeigen muß, so wird es mir ganz lieb sein, wenn diejenigen Ihrer Freunde, die Zeitungseinfluß haben, das Erscheinen Ihrer Gedichte zur Kenntniß des Publikums bringen und namentlich den Abdruck einiger Probestücke veranlassen wollten. Empfangen Sie die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung. Th. Chr. Friedr. Enslin."

So der zur Charakterisirung damaliger Verhältnisse nicht uninteressante Brief des Verlegers.

Wenn ich seinen Inhalt recht verstehe, so hatte Friedberg, unter bloßer Assistenz von Enslin, indem er sich von diesem in Nebensächlichem berathen ließ, die ganze Auflage von 738 auf seine (Friedberg's) Kosten drucken lassen und lieferte von diesen 738 Exemplaren 500 an Enslin ab, der nun 75 Thaler dafür an Scherenberg zahlte. So gering die Summe war, so war es doch ein Risiko, denn

der Absatz von 500 Exemplaren blieb um so zweifelhafter, als, ganz abgesehen von dem damaligen absoluten Nicht-gekanntsein des Dichters, auch die von Enslin mit so vielem Applomb in den Vordergrund gestellten und sogar mit einem Lutherspruch ausstaffirten „Principien der alten Schule" ziemlich fadenscheinig zu werden anfingen.

Es ging denn auch sehr mäßig mit dem Verkauf, was ein Vierteljahr nach Erscheinen des Büchelchens dem derzeitigen Secretair des Tunnels, Wilhelm von Merckel, Veranlassung gab, eine scherzhafte Kritik über die Scherenberg'schen Gedichte „vom Publikum-Standpunkt aus" zu schreiben, worin er den Geschmack der Allerwelts- und Durchschnittsleute geistvoll persifflirte.

Der Absatz also war gering und blieb im Wesentlichen Vereins- und Coteriesache. Nur einzelne neue Freunde wurden dem Dichter gewonnen, unter denen der damalige Gouverneur von Berlin, Generalfeldmarschall von Müffling, und der als Adjutant und Retter Blücher's aus der Schlacht bei Ligny her bekannte General v. Nostitz die wichtigsten waren. Die Bekanntschaft mit diesem letzteren veranlaßte Scherenberg sich um die Kriegsliteratur der Befreiungskriege, speciell der Campagne von 1815 zu kümmern, aus welchen Studien das erste Scherenberg'sche Schlachten-Epos „Ligny" resultirte. September 1845 war es fertig. Aber erst am 9. November las es der Dichter vor dem gespannt aufhorchenden Tunnel.

Vor dem gespannt aufhorchenden Tunnel, aber nicht

vor einem entzückten. Alles war so nie dagewesen, daß die, wie sich von selbst versteht, im Conventionalismus steckende Majorität, aus der absolut neuen Dichtung nichts Rechtes zu machen wußte. Zweifel und Verlegenheit herrschten vor und fanden in dem am nächsten Sonntage zur Verlesung kommenden Sitzungs-Protokoll einen witzigen Ausdruck.

Es hieß darin: „Ein Exposé dieser wild dahinbrausenden Schlachtendichtung zu geben, ist um so schwieriger, als der Teufel den Versen auf den Takt passen mag, wenn sie bald Carré formiren, bald Bayonnetattaquen machen, bald unter bald über die Batterien gerathen, bald steigen, bald fallen, bald übergerasselt werden, bald deutsch bald französisch Hurrah schreien, und bis an die Knöchel in Blut und bis über die Ohren im Rauche stecken. Am schwierigsten aber ist solch Exposé für Ihren endesunterzeichneten Schriftführer, der, wegen zu kleiner Statur allezeit militairfrei geblieben, niemals Pulver gerochen hat und bei dem zwölfstündigen Gekrach der Dichtung eigentlich nur immer das Maul aufzusperren (schon um nicht taub zu werden) und sich in ein möglichst coupirtes, der französischen Cavallerie unzugängliches Kornfeld zurückzuziehen hatte. Von dieser seiner geduckten Position aus, erinnert er sich lediglich einer erbitterten Fehde darüber, ob aus der Schlacht ein Gedicht oder aus dem Gedicht eine Schlacht geworden sei, eine Schlacht zu deren Lieferung der Dichter alle Rüstkammern und Zeughäuser der Sprache geplündert habe. Noch bevor aber diese Fehde beglichen war, kommandirte der Dichter

sein Gedicht in die Rocktasche zurück und rief mit Blücher: ‚Geschlagen aber nicht überwunden.' Unser Campe, vulgo L. Schneider, der zu den wenigen unbedingten Enthusiasten des Abends gehörte, beantragte das Gedicht noch einmal zu hören, ward aber mit seinem Verlangen kurz abgewiesen, „da nicht jeder die primitive Kraft habe, dieselbe Schlacht an einem Tage zweimal zu schlagen."

So das von W. v. Merckel abgefaßte Protokoll, in dem sich, wenn nicht Tadel, so doch Verlegenheit hinter scherzhaften Wendungen zu verbergen sucht.

Aber dies Tunnel-Urtheil wurde durch das Urtheil anderer Kreise mehr balancirt als ratificirt und so geringes Aufsehen die „Gedichte" das Jahr vorher gemacht hatten, so großes machte vergleichsweise „Ligny", als es, unter L. Schneider's Vermittelung, im Sommer 1846 im Intelligenzblatt-Verlage von A. W. Hayn, in großem Schulheft-Format und den wenigstens jedem Berliner bekannten Intelligenzblatt-Typen erschien. Es war also weder der Ruhm der Firma noch sonst ein Aeußerliches, was dem Büchelchen Vorschub leistete, vielmehr hatte dasselbe für sich selber zu sorgen. Und that es auch.

Am entzücktesten war man in Offizierkreisen, und einigen militairischen Zeitschriften — ein vielleicht nie dagewesener Fall — fiel die Rolle zu, das was dichterische Fachgenossen bis dahin ungewürdigt gelassen hatten, in die

Literatur einzuführen. Den Reigen eröffnete die von Major Blesson und General von Maliszewski redigirte Militair-Literaturzeitung, die folgende nicht nur überaus anerkennende, sondern auch trefflich geschriebene Kritik brachte:

„Mozart erbot sich einst eine Zeitung in Musik zu setzen. Wir wissen nicht, ob es geschehen ist, wenn sich aber der Dichter dieses „Ligny“ erbieten sollte, die Stadtchronik von Teupitz oder Treuenbrietzen in ein Epos umzuwandeln, so würden wir die glänzende Lösung dieser Aufgabe keinen Augenblick bezweifeln. Ein Gedicht, oder auch nur ein Referat darüber, in den Spalten einer Militair-Literatur-Zeitung! Wie wundersam. Allerdings haben wir schon in einem früheren Jahrgange von einer Art von „Militair-Poesie“ gesprochen und diese Dichtungsart an zwei Fällen zu demonstriren gesucht. Aber von solcher „Militair-Poesie“ kann diesem Ligny gegenüber gar nicht die Rede sein. Ligny schließt sich keinem vorhandenen Versuch an, sondern pflanzt selbstständig ein Panier auf, um das wir gern einen recht zahlreichen Nachwuchs versammelt sähen. Der Dichter hat weder ein Soldatengedicht, noch ein Kriegergedicht, er hat im Gegentheil zum ersten Male ein Kriegsgedicht im vollsten Sinne des Worts geschaffen, das fertig gerüstet wie Minerva, mit einem Male seinem Haupt entsprang und gleich beim ersten Erscheinen mit dem Versuch auch das errungene Ziel zeigt.

„Der Schilderung einer Schlacht anders als in streng

militairischer Form sind wir entschieden abhold und verwerfen deshalb Bilder, Tableaux, wie sie Niemeyer in seinem Heldenbuche giebt. Es giebt nichts, was sich jeder poetischen Einkleidung so sehr weigert, wie die militairisch wahre Schilderung einer Schlacht und zwar einer bestimmten Schlacht, denn daß man in blos allgemeinen Umrissen die großen und bei allen Schlachten gleichen Hauptmomente durch die poetische Form anschaulich machen und vergegenwärtigen kann, das hat schon Schiller bewiesen. Aber den spröden Stoff der Terrainbeschreibung, dazu die taktischen Verhältnisse und die leider unumgängliche Nomenklatur vollständig unpoetischer technischer Benennungen mit der großartigsten Naturanschauung, mit dem Conflikt der höchsten menschlichen Leidenschaften, dem Zusammenstoß der Massen und der Großthat des Einzelnen zu verschmelzen, keinem dieser Elemente das Uebergewicht, allen das gleiche Recht zu geben, — das hat unsres Wissens noch niemand oder wenn doch vielleicht, so jedenfalls vergebens versucht.

„Der Erste, dem dies gelungen, völlig gelungen, ist Scherenberg in seinem Ligny!

„Das Gedicht ist als Ausdruck „freiester Verehrung" dem General-Lieutenant v. Nostitz gewidmet ja wendet sich so an den rechten Mann, dessen Name in jedem Preußenherzen auf das Engste mit dem seines Blüchers und seiner Lignyschlacht verbunden ist."

Der „Soldatenfreund" nahm alsbald ebenfalls das Wort, andere Fachblätter desgleichen, und nachdem so, wie schon hervorgehoben, von militairischer Seite mit Energie vorgearbeitet war, folgten die bis dahin säumigen politischen und belletristischen Blätter nach.

Eine Berliner Zeitung brachte nachstehende Besprechung:

„Es tritt uns hier ein Dichter entgegen, welcher etwas Anderes gelernt hat, als versificiren, ein echter Dichter, der da weiß, daß ihm ein epischer Stoff im innersten Detail bekannt sein muß, wenn es ihm gelingen soll, ihn poetisch zu bezwingen. Denn eine Schlacht ins Allgemeine hinein in fünffüßigen Jamben zu beschreiben, ist keine Kunst in einer Zeit der großen Worte und Phrasen, aber es ist schwer, sehr schwer, diese oder jene bestimmte Schlacht in Versen darzustellen. Und eben das hat Scherenberg vermocht. Wir können nur wünschen, daß ihm Muße werde, uns in Zukunft Aehnliches zu bieten, Dichtungen, die unendlich viel mehr nationalen Gehalt haben, als die jetzt modischen, höchst bedenklichen „Glaubensbekenntnisse" mit ihrem ätzenden Haß gegen das Bestehende."

Scherenberg hatte nun, wonach er ein Lebenlang gerungen hatte: nicht Ruhm (der kam erst) aber doch das Zugeständniß ein Dichter zu sein und nicht auf einem Irrpfade zu wandeln, der Kraft und Leben nutzlos verzehre.

* * *

Noch war der Ruhm nicht da, so sagt ich, aber er sprang in's Dasein, als drei Jahre später im Sommer 1849, die Fortsetzung von Ligny, das große Schlachten-Epos „Waterloo“ erschien, abermals in dem A. W. Hayn'schen Verlage, demselben Format und denselben Typen.

Indessen wenn dies Aeußerliche schon bei „Ligny“ gleichgültig gewesen war, so vollends bei „Waterloo“, dessen Erscheinen weiteste Kreise sofort mit einem Enthusiasmus erfüllte, wie wir ihn sonst nur Angesichts der Schaubühne zu sehen gewohnt sind. Auch die literarische Kritik, im Gegensatz zur militairischen, ließ diesmal nicht lang auf sich warten und schon am 9. Oktober eben genannten Jahres, also verhältnißmäßig kurze Zeit nach Publicirung des neuen Epos, hieß es in den Brockhaus'schen Blättern für literarische Unterhaltung: „Es gehört das Erscheinen dieser Scherenberg'schen Dichtung zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit, weil es ein tiefes Gefühl der Nationalität bekundet. Der Dichter, ein klassich gebildeter Jüngling, ist Handlungsdiener in Berlin, ohne alles Vermögen, und soll dies Gedicht zuerst auf Krämerdüten geschrieben haben. Die Gesammtheit der ersten Auflage, wie wir vernehmen, ist bereits vergriffen und öffentliche Vorlesungen werden den Erfolg noch steigern. Der Rhetor Schramm wurde von den Garde-Offizieren nach Potsdam berufen, um ihnen das Epos zu recitiren. Danach ging er nach Stettin zu gleichem Zweck. Das Heldengedicht reiht sich würdig dem Besten aller Zeiten und Völker an, namentlich auch dem

„Verlorenen Paradiese" Miltons, mit welchem es neben Anderem auch darin übereinstimmt, daß der Charakter, den man am meisten hassen sollte, der anziehendste der Dichtung ist: Satan der Höllenfürst. Dem entsprechend ist in dem Scherenberg'schen „Waterloo" Napoleon der Held, der die meiste Theilnahme weckt, ein Komet in seinem Untergange."

Dreiviertel in diesem Berichte war falsch (der 50jährige, der längst Großvater war, ein „klassisch gebildeter Jüngling") aber in Einem, in der Hauptsache, hatte der Referent doch Recht: ein neuer Dichter war erstanden.

Siebentes Kapitel.

Scherenbergs „Waterloo" bei Hofe. — Des Dichters fortgesetzte Beziehungen zur militairischen Welt. Feldmarschall v. Müffling und sein Waterloo-Brief.

„Waterloo," von Anfang an den Beifall des großen Publikums gewinnend, wuchs, wie schon angedeutet, mit seinem Erfolge weit über „Ligny" hinaus, seinen Haupt-Erfolg aber errang es, wie dieses, abermals in der Oberschicht der Gesellschaft, wo man sich der Dichtung nicht blos als solcher freute, sondern sehr bald auch erkannte, daß sie zur Wiederbelebung des patriotischen Sinnes praktisch-politisch verwendet werden könne. Scherenberg ließ dies gern geschehen, weil ihm, wie jedem Dichter, seine Dichtungen, nicht aber politische Streit- und Parteifragen am Herzen lagen, und so kam es, daß der nicht nur nach wie vor in einer geweißten Stube lebende, sondern zum Ueberfluß auch noch allem Gesellschaftlichem und namentlich allem höfisch Ceremoniellem tief abgeneigte Poet in intime, wenn auch zunächst noch unpersönlich verbleibende Beziehungen zum Hofe trat.

Diese Beziehungen erfolgten schon einige Monate vor Publikation der Waterloo-Dichtung und wurden durch L. Schneider vermittelt, der, im Spätsommer 48 seine Vorleser-Laufbahn auf Sanssouci beginnend, allen poetischen Tunnel-Stoff heranzog, um nach Möglichkeit mit literarischen Novitäten vor dem Könige debütiren zu können. Unter diesen Novitäten war denn auch das eben beendete, damals noch ungedruckte „Waterloo," das, wie dem klugen L. Schneider sofort einleuchtete, wie geschaffen war, um in so schwerer Zeit und an solchem Orte vorgelesen zu werden. Das geschah denn auch und der König war entzückt.

Eine Reihe Briefe, die Schneider in freudiger Erregung über diesen großen Erfolg an Scherenberg richtete, sind charakteristich nach mehr, als einer Seite hin und geben uns einen guten Einblick in die damaligen Verhältnisse:

Potsdam, Breite Straße 34.

Lieber Freund. Gestern Abend ist es mir gelungen, Dein Waterloo dem Könige, der Königin und dem engsten Familienzirkel vorzulesen, oben in Sanssouci, in den Zimmern Friedrichs des Großen. Zwei Stunden hab' ich gelesen, so daß mir der Hals noch weh thut. Der Eindruck war ein sehr günstiger. Zum Beweise diene Dir das, daß das Essen eine halbe Stunde warten mußte, bis ich fertig war. Morgen komme ich nach Berlin und Nachmittag 6 Uhr findest du mich bei Blesson, wo ich mit dir verabreden

5*

kann, welch' Nutzen sich aus diesem Erfolge für Dich ziehen läßt. Ueberlege es Dir im Voraus mit Deiner Frau (Scherenberg hatte sich inzwischen zum zweiten Male verheirathet), Frauen sehen in solchen Dingen weiter als wir Männer. Einstweilen will der König Auskunft über folgende Stelle:

Nachschifft Britannia
Auf mehr denn hundert schimmernden Palästen,
Hoch schäumt der Grund, die Kuppel fliegt und um
Die Säule donnernd weht der Wände Marmor,
Als würd ꝛc.

Wer ist die Kuppel? Wer die Säule? Wer donnert? Und was sind das für Marmorwände? Bringe mir darüber Bescheid.*) Ohne Redensarten, aber mit der That

Dein Campe.

Potsdam, 23. Oktober 48. Vivat, mein alter Freund! So eben hat mir S. Majestät gesagt, daß er Dein Waterloo, so wie diejenigen Gedichte, welche noch nicht gedruckt sind,

---

*) Diese Fragen, die der König stellte, sind interessant und wiewohl sie sich, mit alleiniger Ausnahme der „Kuppel," alle leicht beantworten lassen, zeigen sie doch an einer Anzahl wahrer Musterbeispiele die Schwächen der Scherenberg'schen Dichtungsweise. Geistreichigkeit hindert beständig den natürlichen Ausdruck. Säule: Mast; Marmorwände: Segel; der „Donnerer" ist der Wind, der sich in die Segel setzt. Die fliegende „Kuppel" aber ist wahrscheinlich der Bug des Schiffs, so zu sagen eine umgefallene, horizontal liegende Kuppel.

auf seine Kosten drucken lassen will. Die ganze Auflage soll dann Dir gehören, damit Du aus dem Verkaufe derselben einen Gewinn ziehen kannst. Auch ohne Dedikation wird dir dann die Ueberreichung einiger Exemplare bei Hofe von Nutzen sein. Ich habe sofort an Hayn geschrieben, daß er sich am Donnerstag bei Dir einfinden soll, um Manuscript zu holen. Ich bitte Dich herzlich, schmiede das Eisen so lange es warm ist und verzögere nichts. Dergleichen Glücksfälle sind nicht immer herbeizuführen. Waterloo wird ungefähr vier Bogen geben und „Die schwarzen Künste,“ „Der Hahnschrei,“ „Der verlorne Sohn“ oder was Du sonst noch vorräthig hast, vielleicht einen Bogen. So hab ich es wenigstens von einem Sachverständigen überschlagen lassen. Willst Du schon vor Donnerstag selbst zu Hayn gehen und mit ihm über die Sache sprechen, so ist das noch besser. Je eher ich dem Könige und den Prinzen ein Exemplar überreichen kann, desto günstiger ist es für Dich. Auch Humboldt hat es mir versichert, daß er gern alles mögliche für Dich thun würde. Prinz Karl hat den Wunsch ausgesprochen, daß Du auch die Namen der preußischen Generale Ziethen und Pfuel irgendwo nennen möchtest. Willst Du mich in den nächsten Tagen sprechen, so bist du hiermit feierlich zu Tische geladen. Noch einmal bitte ich Dich um Deiner Zukunft willen, ergreife Frau Fortuna beim Schopf. Bei den Ereignissen, die kommen können, ist Eile nöthig. Wie stets

Dein Campe.

Berlin, Meinhardts Hotel. Mein lieber alter Cook. Mit herzlicher Freude zeige ich Dir an, daß ich gestern Deinen „Old Blücher“ auf Sanssouci vorgelesen habe. Machte große Wirkung. Auch die Königin zugegen. Der König befahl mir nach der Vorlesung: „Sagen Sie Herrn Scherenberg, daß wir uns Beide schönstens bei ihm bedanken; er hat mir und meiner Frau schon viel Freude gemacht.“ Beim Vorlesen mußte ich natürlich die eine etwas kitzliche Blücher-Stelle weglassen, gab das Manuskript aber an S. M., um ihn die Worte persönlich lesen zu lassen. Ein Wunsch, den ich nicht übel finde, wurde laut. Er betrifft jene Scene, wo die beiden berühmtesten Boxer Englands vor sein Bett kommen, um sich ihm zu Ehren blutrünstig zu schlagen. Hier fiele die Schlußzeile besser fort. Aber gleichviel, das Eisen ist warm und es soll am Schmieden nicht fehlen, sorge nur für frische Kohlen, damit es warm bleibt. Bedenke, was Du jetzt thust, thust Du für Dein ganzes Leben. Nachher kannst Du faulenzen, so viel Du willst. Wie stets herzlich und treu Dein Campe.

Potsdam, 11. Februar 1849. Mein theurer Freund. Deine „Zueignung an die Armee,“ die Deinem Waterloo vorgedruckt werden soll, habe ich gestern Sr. M. dem Könige vorgelesen. Mehrere Generale waren zugegen. Die Anerkennung war allgemein und der König läßt Dir ein herzliches Bravo sagen. Auch Deine Varianten habe ich ihm vorgelegt, doch war er mit der älteren Fassung meistens

mehr einverstanden als mit der neuen. Namentlich zieht er das ursprüngliche „Mit grauem Haar und dem verblichenen Band“ der neueren Form „Mit dem Kanonen-Erz am Ordensband“ weit vor. Auch über den Schluß wurde lebhaft hin und her debattirt und meinte der König, daß er besser wie folgt lauten würde:

So werf ich denn
Dies Lied, mein Lied in Eurer Fahne Falten,
Die alte Treu in Jung-Germania.
Nur drauf. Und ob sich Ost ob West erhebet,
Es geht, so wahr ein Gott im Himmel lebet.

Thue nun, was Dir als Dichter recht und zulässig scheint. Vor allem aber beeile die Sache, damit wir das Buch noch vor Eröffnung der Kammer haben. Wer weiß, ob ich Dir nachher noch einen günstigen Augenblick verschaffen kann. Uebrigens findest Du mich jeden Sonnabend von 5 bis 7 in Meinhardts Hotel. Wie stets

Dein Schneider.

Und einige Zeit später: Potsdam, Breite Straße 34. Am Sonnabend findet hier im Casino zum Besten der Familien einberufener Landwehrmänner eine Vorlesung statt, in der ich mehrere Deiner Gedichte zum Vortrag bringen werde. König und Königin haben Ihr Erscheinen zugesagt; die Gesellschaft wird also eine sehr glänzende sein, und was ich thun kann, um Deinen Gedichten, speciell auch Deinem von allen Seiten her verlangten „Waterloo“ gerecht zu

werden, das wird geschehen. Willst Du dazu herüberkommen, so bitt' ich Dich, um 3 Uhr, wo wir zu Tische gehen, mein Gast zu sein. Der letzte Zug von hier geht um 10 Uhr ab, so daß Du bis zum Schluß der Vorlesung bleiben könntest. Wie stets Dein Dir aufrichtig ergebener L. Schneider.

So die Schneider'schen Briefe, wie sie, bald nach Antritt seines Vorleser-Amtes, in der politisch bewegtesten Zeit geschrieben wurden.

* * *

Das Interesse, das der Hof an Scherenberg und seinem Waterloo nahm, beschränkte sich aber, wie schon angedeutet, nicht blos auf König und Königin, sondern war bei der ganzen königlichen Familie so ziemlich dasselbe, wie zahlreiche prinzliche Briefe, die mir vorliegen, urkundlich bezeugen. Am lebhaftesten war dies Interesse selbstverständlich bei dem Prinzen von Preußen, dem jetzigen Kaiser, der denn auch, unterm 4. März 1849, als der Dichter ihm das eben erschienene „Waterloo" mit einem Widmungsschreiben übersandt hatte, folgende Dankeszeilen an Scherenberg richtete:

„Mit bestem Dank und größter Freude habe ich Ihr wunderbar schönes Gedicht Waterloo, mein lieber Herr Scherenberg, empfangen. Es enthält so viel patriotische Anklänge neben seinem dichterischen Werthe, daß sein Er-

scheinen in diesem Augenblicke doppelt erfreulich ist. Um Ihnen einen Beweis meines Anerkenntnisses zu geben, sende ich Ihnen eine von mir anonym gefertigte kleine Schrift, die der Augenblick gebar und die für Sie nur deshalb lesbar erscheint, weil sie nicht ganz ohne preußischen Patriotismus, sonst aber freilich, im Contrast zu Ihrer Dichtung, in sehr trockner Prosa niedergeschrieben ist.

Ihr Prinz von Preußen."

Diese zufällig auch bei A. W. Hayn erschienene „kleine Schrift", deren das prinzliche Schreiben erwähnt, war, ohne Rücksicht auf den erlauchten Verfasser, in der herkömmlichen A. W. Hayn'schen Form und Ausstattung, genau so wie „Waterloo," gedruckt worden und betitelte sich „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung", ein Schriftchen, worin wir bereits dem Ideengange begegnen, der später zur Armee-Reorganisation und durch eben diese zu den drei siegreichen Kriegen von 64, 66 und 70 führte.

* * *

Daß die gesammte militairische Welt dem bei Hofe herrschenden Scherenberg-Enthusiasmus folgte, braucht nicht erst versichert zu werden, noch weniger, daß alte Freunde, wie Müffling und Nostitz, in ihrer früheren Zustimmung verharrten.

So schrieb beispielsweise Müffling unterm 8. April 1849 von Erfurt aus:

„Welche große innige Freude haben Sie mir gemacht, mein werther, sehr geehrter Herr Scherenberg! Als mir beim Oeffnen Ihres Schreibens vom 15. März der Titel „Waterloo" mit großen Buchstaben entgegen trat, — ich wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte. War es möglich, in einer Zeit, wie sie uns das Jahr 1848 bot, mit der Freiheit und Ruhe des Geistes zu arbeiten, deren ein solcher Gegenstand erfordert? Es war gut, daß ich die Antwort bereits in der Hand hatte und wünsche Ihnen Glück dazu! Aber noch mehr, — denn ich will nicht bergen, daß mich die erste Lesung nicht allein in große Aufregung versetzte, sondern daß ich das Buch oft sinken lassen, ja lange Pausen machen mußte, um, über dem Drange: mir selbst Rechenschaft zu geben, nicht schwindlig zu werden. Der Reichthum der Gedanken, der großartigen Bilder, die kühnen Griffe verlangten ihre Rechte. Beim Studio der Geschichte der Schlacht hat es Ihnen nicht entgehen können, daß manche Urtheile zur Oeffentlichkeit gedrungen sind, welche Tadel auf den einen oder den andern Feldherrn werfen oder das Verhältniß zwischen beiden trüben. Gottlob, Sie sind nicht an der Klippe gescheitert, ja Sie haben sie mit einer Zartheit umschifft, welche die höchste Anerkennung verdient. Um einen Gedanken hab' ich Sie wahrhaft beneidet, und gebe Ihnen deshalb Facta, die Sie nicht wissen können. Als die Schlacht beendet war, ritt

Wellington nach Waterloo zurück, um (wie er mir sagte) einen Courier an den König der Niederlande zu senden, dem er die gute Nachricht von dem Gewinnst der Schlacht sobald als möglich zu senden die Verbindlichkeit habe. Ich ritt mit Blücher weiter bis Gemappe und erhielt von diesem den Auftrag, dem Herzoge zu eröffnen: er, Blücher, werde die Schlacht „Belle-Alliance" nennen und hoffe, der Herzog werde dasselbe thun. Um Mitternacht traf ich beim Herzog ein, und nachdem die wichtigsten Bewegungen für den nächsten Tag verabredet waren, richtete ich meinen Auftrag aus. Der Herzog schien mir durch den Gedanken angenehm überrascht, sah jedoch vor sich nieder und antwortete mir nicht, und am andern Morgen hieß die Schlacht in der ganzen englischen Armee Waterloo. Mir that das leid. Das preußische Hauptquartier war zornentbrannt und hat es dem Wellington nie vergeben können. Ich wendete in meinem Kopfe alle Gründe hin und her, welche für Wellington, der mit großer und wahrhaft rührender Dankbarkeit von den Diensten seines edlen Freundes und der tapferen preußischen Armee sprach, bestimmend gewesen sein mochten, diesen Wunsch nicht zu erfüllen, der abgeschlagen mehr als schmerzen, kränken konnte. Aber ich suchte midi à quatorze heures. Drei Stunden vor meiner Ankunft war ein Courier abgefertigt, der, wie schon hervorgehoben, dem König der Niederlande zuvörderst Meldung machend, von diesem aus die Nachricht weiter nach England schaffte. Bis dahin hatte der Herzog seine Schlachten stets

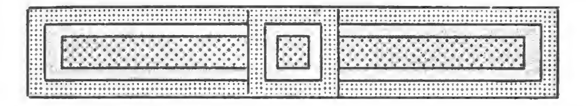
nach *seinem* Hauptquartier genannt — das Wort Waterloo war also gesprochen. So viel ich jedoch weiß, hatte der Herzog in den wenigen Zeilen seiner ersten Meldung den Herzog von Athowl (er schreibt so; jetzt schreibt man Atholl) und Lord Castlereagh gebeten: auf ein Dankvotum des englischen Parlaments für die preußische Armee anzutragen. Unübertrefflich habe ich daher ihre Worte S. 68. gefunden: „Die Schlacht heißt Waterloo, der Sieg heißt Belle Alliance, *der* Tag kann mehr als *einen* Namen tragen.“ — Und nun noch Eines. Keine der vielen hiesigen Buchhandlungen hat „Waterloo;“ ich hab's daher übernommen, einigen Freunden Ihre Gedichte zu verschaffen und ersuche Sie, mir 6 Exemplare als ein Packet (Beilage zu einem Brief) zu senden. In dem Briefe sind Sie wohl so freundlich, mir etwas von Ihrem Ergehen zu sagen, und ob Sie Ihre Stellung beim Königlichen Ministerio noch haben? Und nun Kraft, Gesundheit und Freiheit des Geistes, als Wünsche Ihres alten Freundes *Müffling.*

Ganz unzweifelhaft ein sehr liebenswürdiger und interessanter Brief. Aber der alte Herr, der ihn schrieb und schon Anno 45 bei Gelegenheit des ersten Erscheinens der Scherenberg'schen Gedichte sein Handexemplar mit Papier hatte durchschießen lassen „um Verbesserungen darin anzubringen,“ würde dem Dichter offenbar wohler gethan haben, wenn er ihm, statt einer ganz *außerhalb des Poetischen* liegenden Anerkennung — wohin man doch die Ver-

sicherung „es in der Streitfrage: Waterloo-Belle-Alliance divinatorisch richtig getroffen zu haben" wird rechnen müssen — lieber die Klarheit der Composition, die Lebendigkeit der Anschauung oder die Gewalt der Sprache gerühmt hätte. Davon findet sich aber, einen einzigen Satz abgerechnet, eigentlich herzlich wenig in dem Briefe, der denn auch, all seiner Liebenswürdigkeit unerachtet, vorwiegend den Eindruck macht, um jener vanitas vanitatum willen geschrieben zu sein, die man vielleicht als Alte-Generals-Eitelkeit bezeichnen darf.

Und wie sich Müffling zu Waterloo stellte, so die ganze Generalswelt: jeder suchte sich oder doch mindestens die Namen und Tendenzen heraus, an denen ihm persönlich gelegen war.

Alle diejenigen dagegen, die „Waterloo" ausschließlich als Dichtung würdigten, gehörten sonderbarerweise mehr dem liberalen als dem altpreußisch-militairischen Lager an. Ich komme weiterhin auf diesen Punkt zurück.



Achtes Kapitel.

Scherenberg und seine Rhapsoden.

Scherenberg entbehrte nie des Glückes, sich durch eine Schaar begeisterter Freunde gefolgt und gefördert zu sehen und so gewiß es ist, daß er die Fundamente seines Ruhmes selber legte, so kann doch ebenso wenig bestritten werden, daß jene Freunde nie versäumten, diesen Ruhm wie Tubabläser in die Welt hinaus zu blasen.

Solche Tubabläser waren nun vor allem die gleichzeitig mit Scherenberg (und recht eigentlich durch ihn) in die Mode kommenden Rhetoren, an deren Spitze der Rhetor Julius Schramm stand. In der That, was L. Schneider für unsern Dichter bei Hofe war, war Julius Schramm für ihn beim Publikum. Beide sorgten ehrlich und enthusiastisch für ihren Abgott, aber freilich auch — für sich selbst.

Julius Schramm, damals ein Vierziger, war Schauspieler an den verschiedensten deutschen Bühnen gewesen, zu-

letzt, wenn ich recht berichtet bin, in Hamburg. Er hatte Scherenberg'sche Schicksale gehabt und sich wie dieser von seiner Ehefrau getrennt. Als ein solcher „Separirter" kam er nach Berlin, eigentlich mit nichts anderm ausgerüstet als einem sonoren Organ, das er mit Stolz seine „Cremoneser Geige" nannte. Dies eine Wort war charakteristisch für ihn. Er sprach beständig in einem hohlen Pathos und erinnerte lebhaft an den Shakespeare'schen Fähnrich Pistol. Einfache Rede war ihm verhaßt, weshalb er beständig Bilder wählte, die sich mehr durch Kühnheit als durch Correctheit oder auch nur Verständlichkeit auszeichneten. Unnatur war ihm längst zur Natur geworden, und in volltönenden Kraftworten umherzuplantschen, bildete beinah mehr noch sein Vergnügen als sein Metier.

Dies alles kennzeichnet aber nur die komische Seite des Mannes, über die zu lächeln und zu spotten er Freunden und Bekannten gern überließ. Ja, mitunter ging er weiter und persifflirte sich selbst. Mußte nun dies schon mit ihm aussöhnen, so sein eigentlicher Charakter noch viel mehr. Er war grundgütig, zuverlässig, gefällig, so recht ein Helden- und Treuherzigkeits-Spieler aus der alten Zeit, der vollkommene Roller redivivus aus den Schillerschen Räubern. Was aber seinen eigentlichen Zauber ausmachte, war, daß er bei grenzenloser Eitelkeit doch auch wieder unendlich bescheiden war. Selbst Nebenbuhler ließ er sich gefallen und wenn er je den Intriguanten gespielt hat, so gewiß nur auf der Bühne, weshalb ich ihn, all seiner Ridikülismen unerachtet, doch zu

den besten und bravsten Kerlen zählen muß, die mir in meinem Leben vorgekommen sind.

Der Tunnel mit seinen Vorzügen und Schwächen war so recht ein Unterschlupf für Geister wie Schramm, der sich denn auch ohne viel Schwierigkeiten als Mitglied aufgenommen sah und um seiner tiefen Klagestimme willen den Namen „Hiob" erhielt. Er bürgerte sich rasch ein, und wennschon er nie Liebling oder Verzug wurde wie Scherenberg, so war er doch allerseits wohlgelitten und eine Zeit lang, als das Rhetor-Wesen oder -Unwesen auf seiner Höhe stand, sogar umschwärmt und umworben.

Dies also war der Mann, der sich, um in seiner eigenen Sprache zu reden, zum Scherenberg-Apostel aufwarf und auszog „alle Heiden zu lehren und zu bekehren" oder in etwas prosaischerer Wendung „um Scherenberg in die Massen zu schleudern." Aber dies waren nur einige wenige seiner Ausdrucksformen. Er war selbstverständlich auch „Pflüger, um den widerspänstigen Acker weich und fruchtbar zu machen", „Sämann, um die Saat echter Dichtung und Gesinnung in die Herzen zu streuen", „Posaune Josuas um die Jericho-Mauern der Gleichgiltigkeit niederzublasen 2c." Ja, wie hinzugesetzt werden muß, diese Sprechweise hatte für schwache Seelen etwas geradezu ansteckend Verführerisches (wie der Londoner slang oder das Pariser Argot) und als er im Kadettenhause zu Potsdam erst Ligny, dann Waterloo gelesen hatte, brachte die Spenersche Zeitung einen Bericht, in dem es hieß „Herr Schramm sei der Sonnenstrahl ge-

wesen, der die Memnonssäule Scherenberg zum Klingen gebracht habe.“ Man konnte hier sagen, der unbekannt gebliebene Schüler habe seinen Meister übertroffen.

Wahrscheinlich fallen Schramms erste rhetorische Versuche schon in eine frühere Zeit, aber erst Anno 49, unmittelbar nach dem Erscheinen von Waterloo, kam sein Rhapsodenthum in Flor und im Mai genannten Jahres schrieb er von Braunschweig aus: „Lieber Cook. Ich fand hier, nachdem ich mein Wanderschiff von Bremen nach Braunschweig bugsirt hatte, bereits einen gut beackerten Boden vor, um Euer Saatkorn auszustreuen. Und wenn ich als Sämann meine Schuldigkeit an dieser Stelle gethan habe, so werd' ich von hier aus meine Schritte weiterlenken, das schwör' ich Euch bei meiner Begeisterung, die dauerhaft und unsterblich ist. Ja, nach dem Beispiele des umherirrenden Ahasver, will ich wandern und wandern und will das bescheidene Fußwerk sein, das Euren Ruhm von Ort zu Ort trägt, überall hin, wo die Klänge meines Dichterheros zufällig noch nicht in die Tiefe der Menschenbrust eingedrungen sind.“

Die hier vorstehend citirte Stelle zählt zu den ächtesten: ein Aufeinanderthürmen trivialer und absurder Vergleiche.

„Daß Ihr Euch Eures Rhapsoden,“ so fährt er dann in demselben Briefe fort, „nicht zu schämen braucht, das wißt Ihr, und zu meiner Freude werden die bei Hayn und Enslin unzweifelhaft einlaufenden Bestellzettel Zeugniß dafür

ablegen, in welcher Art und mit welchem Erfolg ich hier für Euch wirksam gewesen bin. Wie sich von selbst versteht, lag mir daran, Euer „Waterloo" vor allem auch dem Braunschweiger Landesvater, dem Sohne des bei Quatrebras gefallenen, in Eurem Gedichte verherrlichten Welfenherzogs vorzulesen, besagter Landesvater aber hat mich durch den General Lübeck (an den ich mich gewandt hatte) dahin bescheiden lassen, „daß ihm die Pietät gegen seinen bei Quatrebras gefallenen Vater zu seinem Leidwesen verbiete, sich eine Dichtung, in der dieses Ereignisses Erwähnung geschähe, vortragen zu lassen." In der That, Serenissimus scheint in eigenthümlichen Vorstellungen von Pietät befangen, wie mir gestattet sein mag allerunterthänigst zu bemerken."

Auf eben diesen „Refus", der ihn besonders piquirt zu haben scheint, kommt er bald danach in einem zweiten Briefe zurück. „Ich habe hier leider 12 Tage vertrödelt, weil ich der Hoffnung lebte, dem Herzoge das Gedicht a la camera vorlesen zu können, er hat mich aber von Schloß Blankenburg aus, wo er zur Zeit residirt, durch den Adjutanten vom Dienst wissen lassen, daß Pietät gegen seinen Vater ihm ein Anhören der Dichtung unmöglich mache." Sollte man's glauben! Nun bon, verfluchte Kerls und liebe Getreue! (Citat aus einem Scherenberg'schen Gedicht.) Was mir der Herzog versagt hat: Gehör und Beifall, das hab' ich wenigstens bei seinem Braunschweiger Volke gefunden. Nicht zu verwundern. Euer Waterloo, mein lieber Cook, ist ein Gedicht ohne Gleichen! Eine während der letzten

Tage hier eingetroffene Marsch-Ordre hat mir leider zehn Braunschweigische Offiziere nach Schleswig-Holstein hin entführt. Aber andere Verehrer bleiben. Unter ihnen ein 80jähriger Dichtergreis, der Consistorial-Senior Dr. Roemer, ein Freund Seckendorf's (wahrscheinlich ist Schenkendorf gemeint) der für Waterloo schwärmt und mir gestern in Ernst und Scherz sagte: „Welch' Glück für mich, ein solches Gedicht in meiner Jugend nicht gekannt zu haben; entgegengesetzten Falls hätt' ich nie eine Zeile geschrieben."

Diesen ersten Briefen aus Braunschweig folgen andre, die von Kiel, Lübeck und Altona her, aber auch aus thüringischen, westfälischen und selbst rheinischen Städten datirt sind. In einem derselben ist er wieder ganz er selbst und übertrifft sich in kühnen und kühnsten Bildern. Einleitend beklagt er den Dichter wegen der ihm (Scherenberg) obliegenden Dienstlichkeiten und fährt dann fort: „Das Leben spielt wunderbar und zu dem Wunderbarsten gehört es, daß ein Vollbluthengst edelster Race wie Du, solche Klepper-Dienste leisten muß... Aber Klepper oder nicht, Du wirst wenigstens geritten, tagtäglich, unerbittlich, und zwar durch mich. Und Dein Reiter ist ein König und hat das Reiten gelernt wie weiland der, der auf dem Rosse Bucephalus fest und siegreich im Sattel saß. Ja mein Klepper!.. Klepper? Wer lacht da?"

Bald darnach war er in Stettin, wo neben der altpreußischen Strömung eine stark demokratische herging. Und auch hier für Scherenberg Terrain zu erobern, war sein

besonderer Stolz. „Ich habe gestern Waterloo gelesen und den Erfolg erkennst Du, wenn Du den Bericht einer demokratischen Zeitung, den ich bei schließe, durchliesest. Ich füge zu Weiterem hinzu, daß derselbe Herr, der diese Zeilen geschrieben hat (der Redacteur selbst), nach der Vorlesung zu mir herantrat und mit Wärme sagte: „Gratulor. Ich bedauere Alle, die nicht zugegen gewesen sind.“ Das that wohl. Dich aber bitt' ich herzlich, umgehend Exemplare zu schicken; es ist „periculum in Morea.“ Kann ich vielleicht auch auf etwas Neues rechnen? Antworte rasch, denn die Zeit drängt. Mein Wanderstab ist bereits bekränzt und die Fahnen von Waterloo, gefolgt von dem Gros d'Armée der Kinder Deiner Muse, gaukeln bereits einem neuen Ziele zu.. Damit will ich schließen: ich fühle daß ich gut d. h. wirklich gut nur immer dann lese, wenn ich Dich lese, und so les' ich denn immer Dich, wenn ich vorhabe mich selber zur Geltung zu bringen. Hab' ich Dich, so hab ich auch Beifall, Erfolg, Begeisterung. Dein treues Menschenkind Julius Schramm, Rhetor.“

Der gute Schramm! Er hatte, während er so schrieb, keine Vorstellung davon, daß ihm von Kennern und Eingeweihten nicht nur die Kunst des Vortrags überhaupt, sondern ganz speciell auch das Vorlese-Talent für Scherenbergsche Dichtungen absolut abgesprochen wurde. Keine drei Wochen nachdem er vorstehende Zeilen geschrieben, erschien Palleske, Schramms siegreicher Concurrent, ebenfalls in Stettin und schrieb von dort aus an Scherenberg. „Ich

habe hier gestern zum ersten Mal Ihr „Waterloo" vorgelesen und muß Ihnen mittheilen, daß es tief ergriffen hat. Herr Julius Schramm, der sich Rhetor nennt (ihn selbst in Ehren, aber er liest schauderhaft) wird fernerhin keine Lorbeeren mehr an dieser Stelle zu pflücken haben."

Ich glaube, daß Palleske mit seinem „schauderhaft" vollkommen im Rechte war und daß nur allenfalls noch zwischen L. Schneider und Schramm ein Wettstreit über die Frage, „wer denn eigentlich wohl der schlechtere Vorleser sei", stattfinden konnte. Trotz alledem aber bleibt es Thatsache, daß Schramm nicht nur persönlich die größten Erfolge mit Scherenberg erzielt, sondern auch mehr als irgend wer anders zur Popularität des Dichters nnd zum Absatze seiner Dichtungen beigetragen hat. Seine „Cremoneser Geige" war eben derart gestimmt, daß das Naturohr des großen Publikums ihrem Klange nicht leicht widerstehen konnte.



Neuntes Kapitel.

Scherenberg und seine zweite Tunnel-Epoche. Neue Namen, neue Freunde.

Die Zeit, die dem Erscheinen von „Waterloo" mehr oder weniger unmittelbar folgte, war, wie wir in den voraufgehenden Kapiteln gezeigt haben, ebenso die Zeit von Scherenbergs Bekanntwerden bei Hofe, wie von seinem festeren Fußfassen im Publikum. Jenes, um auch das zu recapituliren, vermittelte L. Schneider, dieses J. Schramm. Aber die Wurzelstätte seiner Kraft, wo herzliches Entgegenkommen, Anerkennung und Freundschaft ihn unausgesetzt zu neuem Schaffen anregten, diese Stätte blieb doch nach wie vor der Tunnel.

Und so wenden wir uns diesem wieder zu.

Der Tunnel von 49 bis 52, welchen Abschnitt wir vielleicht als „zweite Scherenberg-Epoche" bezeichnen dürfen, war nicht der Tunnel der ersten 40er Jahre mehr.

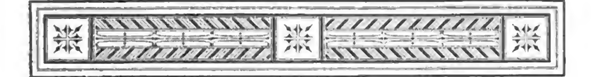
Die Zusammensetzung hatte sich geändert, und von dem, was Scherenberg bei seinem Eintritt vorgefunden, existirte nur noch ein schwacher Rest, alles Andere dagegen war zerstreut und zerstoben. Streber strebte jenseits des Oceans (in Costa Rica) neuem Glück und neuen Abenteuern zu, Baron Budberg war nach Kurland oder Petersburg, Otto Gildemeister aber, sein siegreicher Rival auf dem Gebiete der Uebersetzungskunst, nach Bremen hin zurückgekehrt, während W. v. Loos, inzwischen zum Hauptmann im 2. Garde-Regiment aufgerückt, seit Jahr und Tag schon unserer Pariser Gesandtschaft als Militair-Attaché zugehörte. Die beiden schlesischen Grafen waren todt: Graf Hermann Henkel 1846 auf einem seiner Güter, Graf Strachwitz das Jahr darauf auf seiner Rückreise von Italien in Wien gestorben. Nur ein alter Diener hatte den einsam Dahingeschiedenen auf seinem letzten Gange begleitet. Geibel, einem Rufe des König Max folgend, stand auf dem Punkte nach München, H. Friedberg, zum Oberstaatsanwalt avancirt, nach Greifswald hin zu übersiedeln, während H. v. Mühler, „der Kindereien müde" sich anschickte, seine luftige, durch zwanzig Jahre hin bewohnte Poeten-Mansarde mit dem solider fundamentirten Hochparterre der Politik zu vertauschen. Solcher Art waren die Veränderungen im Sonntagsverein und von alten, in Betracht kommenden Elementen war eigentlich nichts mehr vorhanden als W. v. Merckel, B. v. Lepel und Heinrich Smidt. Denn

auch Rud. Löwenstein, dem die Sache „zu reaktionär" zu werden anfing, zog sich zurück.

Aber eine neue Generation war herangewachsen, mit Namen die nicht schlechteren Klang hatten als die der voraufgegangenen Epoche. Darunter befanden sich, um nur einige Kategorien zu nennen: Dr. Adolf Widmann und Heinrich von Orelli; Paul Heyse, Franz Kugler und Felix Dahn; Friedrich Eggers, Alfred Woltmann und Hermann Weiß (der „Costüm=Weiß"); George Hesekiel und Franz Broemel, endlich aber Hugo von Blomberg und Fedor von Köppen, zu denen noch auf dem Gebiete der bildenden Künste, Richard Lucae, später Direktor der Bau=Akademie, Prof. Adolf Menzel, Prof. Drake, Wilh. Wolff (der „Thier=wolf"), der ältere Maler Ewald und der Historienmaler Prof. Stilke kamen. Aus der Reihe der Musiker: Ober=kapellmeister Taubert.

In Rangstreitigkeiten hier einzutreten, kann nicht Auf=gabe sein, die Wichtigsten unter den Genannten aber, soweit unser Scherenberg mit seinem Leben und Dichten in Betracht kommt, waren unbedingt Adolf Widmann und Heinrich v. Orelli.

Von beiden deshalb ein ausführlicheres Wort an dieser Stelle.



Zehntes Kapitel.

Dr. Adolf Widmann.

Christoph Adolf Friedrich Widmann wurde den 7. Mai 1818 im Württembergischen und zwar im Pfarrhause zu Maichingen geboren. Seine Mutter (Caroline Knaus) war aus Vaichingen, so daß man sagen darf: ein Schwabe von Kopf zu Fuß.

A. Widmann war erst ein Jahr alt, als der Vater auf seiner Pfarre starb und die Mutter zunächst nach Leonberg und von dort aus nach Stuttgart übersiedelte. Hochgestellte Verwandte wünschten aus W. einen Theologen zu machen, er selber aber empfand nur Neigung für das Studium der Staatswissenschaften und wurde von dem Gedanken: einst akademischer Lehrer auf diesem Gebiete zu sein, schon damals vollkommen beherrscht. Kaum 18 Jahre alt ging er mit dem Zeugniß der Reife nach Tübingen, bald darnach nach Heidelberg und Zürich, woselbst er sich (in Zürich) zu den Gesinnungsgenossen des excentrischen, eben

damals einen Kreuzzug gegen den Radikalismus predigenden Friedrich Rohmer hielt, über den ich in einem mir vorliegenden Briefe folgende Schilderung finde: „Rohmer, der in jener Zeit einen großen Einfluß auf W. ausübte, war in erster Reihe Bohéme, Lumpacivagabundus und Pumpgenie, dann erst Phantast und Ideologe. Ohne Selbstzucht, ohne jedes Gleichgewicht, gefiel er sich darin von einer Weltherrschaft unter einer Dynastie Rohmer zu träumen. Sein nächstes Ziel indeß war um einen Grad bescheidner und lief darauf hinaus, die Schweizer-Republik zu stürzen und sich als König Rohmer I. zu stabiliren. Im Uebrigen war er, all' dieser Unsinnigkeiten unerachtet (oder vielleicht auch um derselben willen) im hohen Maße fascinirend und ganz dazu angethan, begeisterungsfähige, noch nicht ausgereifte Jünglinge hinzureißen."*)

So der Brief, bei dessen Citirung ich eingedenk vieler persönlicher Erlebnisse hier einschalten möchte, daß man sich damals, also um die Wende der 30er und 40er Jahre, ganz allgemein in derartigen Phantastereien bewegte. Wenigstens im Kreise der studirenden Jugend, deren esprits forts sich

*) „Eine gewisse Verwandschaft mit Lassalle" so hebt der Briefschreiber an anderer Stelle hervor „war unzweifelhaft da, zeigte sich aber mehr in Uebereinstimmung ihrer Schwächen und Fehler. In allem Guten und Tüchtigen stand Rohmer weit hinter Lassalle zurück, ja war in Wissen und Productivität einfach ein Pygmäe neben ihm. Maßloser Ehrgeiz und ein demagogischer, alles auf- und umwühlender Trieb war das, was sie gemeinsam hatten."

nicht blos als „Titaniden" ansahen, sondern auch so nannten. Eine naive Großmannssucht existirte, neben der sich die Renommistereien von heute, die sich bekanntermaßen nur immer auf Auflagen und Honorare beziehen, unendlich kleinlich und unbedeutend ausnehmen. Wirklich, der um die genannte Zeit spukende, geistige Hochmuth kannte keine Grenzen und in meinem damaligen nächsten Umgangskreise befanden sich zahlreiche Personen, die sich daran gewöhnt hatten, als Macchiavell oder Cesar Borgia, als Luther oder Huß, als Cromwell oder selbst als Ziska vorgestellt zu werden. Solche Vergleiche, zu denen neben andrem auch die schreckliche Bildersprache verführte, wie sie durch Anastasius Grün, Karl Beck und Freiligrath eingeführt worden war, waren unter den tonangebenden Genies gäng und gebe, wobei diese meistens sehr gut, die Fürsten und Könige dagegen immer sehr schlecht fortkamen. Letztere hatten in der Regel nur die Wahl zwischen Tiberius und Nero, wenn sie nicht, wie Friedrich Wilhelm IV., zu Karl Stuart (also mit Aussicht auf Decapitation) „begnadigt wurden." Religionsgründerei war Lieblingsbeschäftigung und jeder hatte seinen kleinen Vorrath von Dogmen in der Tasche. Freilich sie waren auch danach. Christus ward als Schlafkamerad oder älterer überholter College behandelt. Am häufigsten waren selbstverständlich die jungen Goethes und Napoleons, wobei mir ein Tischgespräch in Erinnerung kommt, in welchem Bruno Bauer zu seinem Tischnachbar sagte: „Ja, wir Bauers sind eigentlich eine merkwürdige Familie, darin sich

die Züge der Familie Bonaparte wiederholen; mein Bruder Egbert ist Louis Bonaparte, ich (Bruno) bin Lucian, Edgar aber ist Napoleon selbst. Er sieht ihm auch äußerlich ähnlich." Der, zudem er dies sagte, war George Hesekiel. Wer noch Faucher gekannt hat, wird sich erinnern, wie dieser, aller sonstigen Klugheit unerachtet, beständig in ähnlichem Sinne sprach. Ob's immer ernsthaft und nicht oft auch rein schalkhaft gemeint war, ist schwer zu sagen; meistens hielt sichs wohl entre deux und ging aus einem noch mit der Tieck'schen Ironie zusammenhängenden Verlangen hervor, „dem, mit dem man gerade plauderte, nach Möglichkeit fühlbar zu machen, wie dumm er sei." Der andere freilich zahlte mit gleicher Münze zurück. Die großen politischen Ereignisse haben all diesen Hochmuths-Unsinn, von dem man sich heutzutage kaum noch eine Vorstellung machen kann, Gott sei Dank weggefegt und die Malaria von damals mit einer frischen Brise vertauscht. Unser derzeitiger Schwindel, so wenig ich ihn loben will, repräsentirt vergleichsweis einen Fortschritt, eine Gesundheit und eine Liebenswürdigkeit.

Aber kehren wir zu Widmann und seiner Züricher Studienzeit zurück, während welcher er als Wichtigstes — wichtiger noch als seine Beziehungen zu Rohmer — eine für's Leben andauernde Freundschaft mit H. v. Orelli schloß. Er verblieb in der Schweiz bis Sommer 1842 und ging dann nach Freiburg in Baden. Eine glänzende Frucht

dieses Aufenthaltes und der daselbst neu begonnenen staatswissenschaftlichen Studien war das ideenreiche, zugleich des Verfassers Selbstständigkeit betonende Buch über „das Volk und die Parteien" Heilbronn 1843 bei Drechsler, in dessen Vorwort er aussprach: „Was ich vom Freunde (Friedrich Rohmer) empfangen, ist durch Müh und Arbeit mein Eigen geworden und ich dünke mich nunmehr Mannes genug', um allein und auf mich selbst gestellt, dafür eintreten zu können."

Die Publikation machte nicht nur im nächsten Kreise, sondern ganz besonders auch in Norddeutschland Aufsehen, und der Blick des eben damals an die Spitze des preußischen Ministeriums des Innern berufenen Grafen Adolf Heinrich von Arnim-Boytzenburg — dem in dem Geheimrath Mathis eine gleich feine Natur zur Seite stand — richtete sich auf den Verfasser des Buches. Der Wunsch entstand, Widmann nach Berlin zu ziehen und Emanuel Geibel vermittelte. Dieser, aus zurückliegenden Heidelberger Tagen her mit W. nahe befreundet, schrieb am 4. April 1844: „Ich bitte Dich, lieber Freund, ohne Zögern auf einen Antrag einzugehen, der, während er Dir eine schöne Wirksamkeit gewährt, Deiner Ueberzeugung auf keinerlei Weise zu nahe treten wird."

Und Widmann nahm an.

Er hatte die politischen und socialen Erscheinungen der Literatur in täglichem Ueberblick ins Auge zu fassen, andererseits aber die Maßregeln der Regierung klarzulegen

bez. zu vertheidigen, so weit es sich mit seinen öffentlich ausgesprochenen Grundsätzen vertrug. Voll Eifer ging er ans Werk, und eine Zeit regsten politischen Schaffens, namentlich unausgesetzter Thätigkeit in Zeitungen, Journalen und Brochuren nahm ihren Anfang. Dennoch stellteu sich ihm, wenn auch freilich nicht von Seiten des Ministers selbst, allerlei Schwierigkeiten in den Weg, betreffs deren eine mit Widmann intim befreundete Persönlichkeit in späterer Zeit schrieb: „Er hätte sich in dieser seiner Stellung nicht nur wohl fühlen können, sondern auch wohl fühlen müssen, wenn er nicht bei jedem seiner Projekte das Hinderniß einer kleinlich messenden, hoch von ihrer Würde durchdrungenen und doch zugleich wieder rathlosen Bureaukratie zu überwinden gehabt hätte." Worte, deren Werth und Bedeutung mir um so zweifelhafter dünkt, je mehr mir die Kunst des Regierens (und speciell im Lande Preußen) in einer klugen, wenn auch beständig gemodelten Aufrechthaltung der Traditionen, statt in Geltendmachung neuer und gelegentlich widerspruchsvoller Prinzipien zu liegen scheint.

Aber lassen wir den Streit über diese schwierige Frage.

Widmann's damalige politische Grundsätze gipfelten in Herstellung einer „ständischen Verfassung" und in gleichzeitiger gesetzlicher Regelung aller begründeten Ansprüche des vierten Standes, hinsichtlich dessen er aussprach, „daß man nie zur Ruhe kommen werde, wenn man die socialen

Forderungen des vierten Standes einer zufälligen Entwicklung überlasse." Nebenherlaufend wurde das dogmatisch constitutionelle Prinzip mit Nachdruck, ja fast mit Leidenschaft von ihm bekämpft, ebenso nachdrücklich wie der Radikalismus, der gerade damals in Südwestdeutschland seine Blüthen trieb, Was W. wollte, war ein als rocher de bronze stabilirtes Königthum, aber nicht in Form einer schlechtweg absolutistischen Gewalt, sondern als Hort der Volksfreiheit und Vermittler der socialen Gegensätze. Solchem Königthum mußte dann ächteste Liebe zum deutschen Vaterland entsprießen, und in solcher Liebe sah er das große Heilmittel gegen alle Schwarmgeisterei, wie sie damals ihr Wesen trieb.

Eine dem Gegenstande nach allen Seiten hin gerecht werdende Widmann-Biographie an dieser Stelle zu geben, liegt außerhalb meiner Aufgabe, weshalb ich mich in Nachstehendem auf ein paar weitere Notizen aus seinem Leben beschränke. Herbst 48 ging er, nachdem er sich kurz vorher mit einer geistreichen und liebenswürdigen Dame, einer Nichte des Professors Neander, vermählt hatte, nach Jena. Hier hielt er Vorlesungen über die „Geschichte der gesellschaftlichen Umwälzungen," die viel Anfechtung aber auch viel Zustimmung erfuhren und bald danach in einem noch heute lesenswerthen Buche „die Gesetze der socialen Bewegung" einem größern Publikum zugänglich gemacht wurden. Er blieb mit längeren Unterbrechungen, wie sie durch große Reisen veranlaßt wurden (Reisen die sich über Italien und

Spanien bis nach Nord-Afrika hin ausdehnten) über zwölf Jahre lang in Jena, von welcher ihm liebgewordenen Stadt er erst im Sommer 61 nach Berlin zurückkehrte.

„Das geistlose Reaktionswesen aber," so schreibt der schon vorerwähnte Freund, „das hier mittlerweile Platz gegriffen hatte, stieß die gesunde Natur Widmann's ab, der, begierig nach neuer geistiger Nahrung, diese neue Nahrung in einem kleinen Kreise tüchtiger Kräfte fand: in der Freimaurerei. Schon 1844 war er in den Orden eingetreten, aber erst jetzt, zwanzig Jahre später, wurd' er Maçon im Geist und in der Wahrheit. Auch hier wieder richtete sich sein Streben auf Herstellung einer von der Menge wenig beachteten Basis, und es gelang ihm den tiefen Gehalt ehrwürdiger Ueberlieferungen klarzulegen und verzagenden Herzen einen neuen festen Halt zu geben. In der That darf gesagt werden, daß er durch sein Auftreten und seine Bemühungen ein neues nachhaltiges Interesse für die historische Grundlage des Ordens wachzurufen wußte. Auf diesem Gebiete hat Widmann am segensreichsten gewirkt, sich die Herzen vieler Menschen gewonnen und ein dauerndes Andenken hinterlassen."

So der Freund.

Am 26. Mai 1878 starb er „nicht ergeben, sondern im Kampfe des sich gegen den Tod mächtig aufbäumenden Lebens."

Von 1866 ab bis an seinen Tod war er Meister der St. Johannis-Loge zur Beständigkeit.

So viel über den äußeren Gang seines Lebens. Sein literarisches Schaffen war bedeutend und erstreckte sich über fast alle Gebiete der Dichtkunst. Er veröffentlichte zwei Romane „Der Tannhäuser"*) und „Der Bruder aus

*) Der „Tannhäuser" ist nicht A. Widmanns bestes, wohl aber sein interessantestes und wichtigstes Buch. Fritz, der Held desselben, ist Friedrich Rohmer, um den sich andere Mitglieder des Rohmerschen Kreises gruppiren. Alle Portraits. Marcell ist Widmann, Heinrich v. Ekkert ist Orelli. Ganz ächt und nach der Natur gezeichnet sind auch die Bestrebungen und Gespräche. Man lernt aus ihnen die „Himmelsstürmer" von damals wie aus keiner andern mir bekannt gewordenen Schilderung kennen. Und darin wurzelt die culturhistorische, weil zeitschildernde Bedeutung des Buches. Widmann selbst schreibt in der Vorrede: „Wir sind übersättigt von socialen Romanen, wie einst von Ritter- und Räubergeschichten, und doch mangelt uns eine innere Geschichte des neuen Titanenthums, welches unserer 48er politischen Erhebung voranging, ebenso kühn und ebenso verworren, wie einst dem Aufschwung unserer Literatur, aber noch unbemerkter, geheimnißvoller, noch mehr an die Erde geschmiedet, mit noch dunkleren Schatten." Und am Schlusse wendet er sich an die Moralisten, an alle die, die vielleicht geneigt sein könnten, sich „von dem irrenden aber suchenden Geiste jener Zeit der Anläufe verächtlich abzuwenden" und ruft ihnen zu, diejenigen, die als Märtyrer im Vorhofe einer großen Zeit fielen, nicht ins Tollhaus oder in die Verbrecher-Colonie verweisen zu wollen . . „Was wird eure fadenscheinige Moral sagen wenn der verlorne Sohn der Gegenwart einst in einer neuen Bewegung den Weg zu seinem Volke findet, und die Gräber der Opfer, die vor ihm und wegen ihm gefallen, mit Blumen schmückt?"

Auch dies Vorwort ein Zeitbild in jeder Zeile.

Ungarn“ beide 1850 und 1852 im Verlage von Franz Duncker erschienen. Außerdem vier Dramen: Nausikaa, Don Juan de Maranna, Kaiser und Kanzler und Sarah Haßfurter. Die Nausikaa ward in Coburg, der Don Juan in Stuttgart angenommen, den größten Erfolg aber errang er mit Sarah Haßfurter, einem fünfaktigen bürgerlichen Drama, das in Wiesbaden und im königlichen Residenztheater in München verschiedentlich aufgeführt wurde. Sein Bestes indeß sind unzweifelhaft seine bei Franz Duncker unter dem Titel „Am warmen Ofen“ und „Für stille Abende“ erschienenen Novellen, acht oder zehn an der Zahl. Einige derselben, so namentlich „Die katholische Mühle“ in dem erstgenannten Bande, können als Musterstücke der Erzählungskunst gelten. Alles in allem eine reiche literarische Thätigkeit, auf die wenigstens flüchtig hier hinzuweisen um so gebotener erschien, als unsere Nachschlagebücher dieses hervorragenden und innerhalb der Freimaurerwelt epochemachenden Talentes nirgends Erwähnung thun.

* * *

Aus der Reihe der Urtheile, die mir über ihn vorliegen, stehe hier zur Vervollständigung dessen, was schon gesagt wurde, noch das folgende: „Widmann, an dessen Wiege die Musen und Grazien standen und ihn verhätschelten, war in erster Reihe Poet, und sein Leben, so bevorzugt und glücklich es war, wäre doch glücklicher gewesen, wenn er sich

begnügt hätte, das zu bleiben, wofür ihn die Natur bestimmt hatte. Der „Schneit" aber, der ihm mitgegeben war, zog ihn beständig ins praktisch-politische Leben hinein, um innerhalb desselben mit rathen und thaten zu dürfen. Er war dazu insoweit nicht unberufen, als er in großen Fragen oft etwas Hellseherisches hatte. Man vergleiche beispielsweise die Seite 95 gesperrt gedruckte Stelle betreffs des „vierten Standes." Nichts desto weniger harrten seiner Enttäuschungen über Enttäuschungen. Er dürstete nach Erfolg, Einfluß und Macht, ohne sie zu finden, und wenn er sie fand, fand er das ihm werdende Maß zu klein. Erst in seiner letzten (freimaurerischen) Lebensepoche, ward ihm eine reiche Befriedigung. Er wußte durch seine bedeutsamen Reden alles mit sich fortzureißen und sah in solchem Momente den Traum seiner Jugend erfüllt. Dieser blieb lebenslang derselbe: die Seelen der Menschen zu lenken, ihren Willen zu bestimmen. Etwas von der Rohmer'schen Schule, darin er herangewachsen war, bezeugte sich in ihm bis zuletzt, aber ihre Ziele waren andere geworden und hatten aufgehört eng und eitel zu sein. Er war nicht zur Askese geboren und bedurfte, trotz seines Hanges zu poetisch-philosophischem Sich-Einspinnen, nebenher der Welt und ihres erfrischenden Hauches. Er war eben ein Weltmann. Aber wenn er, was er liebte, gelegentlich von Reichthümern fabelte, so geschah dies niemals um der Reichthümer und der damit verbundenen Genüsse, sondern immer nur um des Einflusses willen. Bezeichnend ist denn auch eine seinerzeit viel er-

7*

zählte Replik von ihm. Als ein in nahen Beziehungen zur Loge stehender Finanzmann ihn fragte: „Haben Sie, mein hochverehrter Herr Doctor, wohl eine Vorstellung von dem Vergnügen, täglich einige tausend Thaler an der Börse zu gewinnen?“ antwortete Widmann mit der Gegenfrage: „Haben Sie, mein hochverehrter Herr Commerzienrath, wohl eine Vorstellung von dem Vergnügen, sich täglich die Liebe einiger tausend Menschen zu gewinnen?“

* * *

So viel über Widmann, hinsichtlich dessen uns nur noch erübrigt, auf seinen 1845 stattfindenden Eintritt in den Tunnel und seine sich daraus entwickelnde Freundschaft zu Scherenberg hinzuweisen.

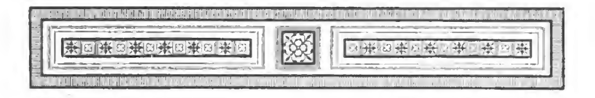
Sein Eintritt in den Tunnel erfolgte zufällig an demselben Tage, wo „Ligny“ zum ersten Male zum Vortrag kam und führte sofort zu herzlichen, wenn auch immer von einer gewissen Reserve begleiteten Beziehungen. Forscht man dem Grunde dieser Reserve nach, so findet er sich darin, daß Widmann in seiner Anerkennung Scherenberg's mehr dem dichterischen Darsteller seines, d. h. des Widmannschen politischen Ideals, („eines freien Volksthums unter einem starken Königthum“) als dem Dichter sans phrase seine Huldigungen darbrachte, welche mit Cautelen und Einschränkungen ausgerüstete Bewunderungssprache von Scherenberg sehr bald als solche herausgefühlt und auch

seinerseits mit einem gewissen „eingeschränkten Gefühle“ beantwortet wurde.*)

*) Liest man die Briefe, die Widmann an Scherenberg richtete, so wird einem dies „eingeschränkte Gefühl“ nur allzu begreiflich. Scherenberg war im Tunnel von Anfang an daran gewöhnt worden, Mittelpunkt und Hauptsache zu sein, was ihm der sich selber als Hauptsache fühlende Widmann ganz unmöglich einräumen konnte. Staatsmannschaft ging doch schließlich vor Jambensturm und so klingt denn, aller Huldigungen und Verbindlichkeiten unerachtet, ein Ton von Ueberlegenheit, ein gewisses de haut en bas durch alle Widmannschen Briefe hindurch. „Franz Dunker hat Ihnen hoffentlich meine Erzählungen zukommen lassen. Es liegt mir daran, außer den Recensionen, die Tante Voß und National-Ztg. bereits gebracht haben, auch in irgend einem Hauptblatt der anderen Partei (wahrscheinlich ist die Kreuz-Zeitung gemeint) eine eingehende Recension erscheinen zu sehn. Ich bin überzeugt, daß einer der Freunde (da Sie persönlich zu pommersch bequem sind) gern eine Recension schreiben wird. Aber Sie müssen dieselbe unterbringen. An diesem Liebesdienste liegt mir viel. Und ebensoviel liegt mir an einer ich möchte fast sagen „Wiederaussöhnung“ mit dem Tunnel. Ich habe zu diesem Behufe mein Buch der Bibliothek des Tunnels durch Kugler einverleiben lassen und schmeichelhaft dazu geschrieben. Wenn Sie davon hören, so schlagen Sie sich auf meine Seite. Die Herren sollen inskünftige nicht mehr über meinen Hochmuth zu klagen haben; ich werde sehr bescheiden sein, vorausgesetzt, daß sie mich anerkennen.“ Dies war das, um was es sich für W., als er die Feder in die Hand nahm, eigentlich handelte. Sehr richtig aber erkennend, daß er doch auch seinerseits etwas thun müsse, gab er sich einen Ruck und schloß nun in aller Kürze: „Duncker beklagt sich übrigens sehr, daß von ihren herrlichen Romanzen nichts zu erhalten sei. Ist denn der weise Scherenberg ein Thor geworden, daß er plötzlich glaubt, nur mit lauter großen Büchern seinen Weg machen zu können!“

Hierin trat auch kein Wechsel ein, vielmehr blieb ihr freundlich reservirtes Verhältniß unverändert dasselbe, bis Widmann im Herbst 1848 von Berlin nach Jena hin übersiedelte. Man schied in guter Stimmung, aber doch ohne tieferes Bedauern, denn alles anscheinend intimeren Verkehrs unerachtet, war ihr Zusammengehen mehr eine Verstandes- als eine Herzenspartie gewesen.

Eine solche schloß sich für Scherenberg erst, als in demselben Winter noch, 1848 auf 49, an Stelle des eben ausscheidenden Widmannn, der beste Freund desselben in den Tunnel eintrat.



Elftes Kapitel.

Heinrich v. Orelli.

Dieser Widmann'sche Freund, zu dem unser Scherenberg in ein wirkliches Herzensverhältniß wie sonst nur noch zu Heinrich Friedberg trat, war H. v. Orelli.

Heinrich v. Orelli, den 22. Oktober 1815 als einziger Sohn des Oberrichters Johann Heinrich v. Orelli zu Zürich geboren, widmete sich auf Wunsch des Vaters, der einen praktischen Politiker aus ihm herauszubilden gedachte, juristischen und staatswissenschaftlichen Studien. Zunächst in seiner Vaterstadt Zürich, dann aber von 1836 an in Göttingen.

Hier in Göttingen trat er in Beziehungen zu Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus, ganz besonders zu letzterem, worüber ein Brief aus dem November 1836 berichtet: „Das erste Colleg, lieber Papa, das ich täglich höre, ist das von Gervinus. Dieser stürzt herein, ein großer, wunderschöner Mann, und beginnt seine Vorlesung über

neue deutsche Literatur. Obschon er für Göttingen wenig Zuhörer hat (wir sind nur 30) so ist er doch ausgesprochenermaßen ein „Haupthahn," und der Erziehungsrath unserer guten Stadt Zürich hat einen lächerlichen Streich begangen, als er sich diesen Mann entgehen ließ. Nicht sowohl sein Vortrag als seine merkwürdig geistreiche Darstellung und sein umfassender Blick sind es, die mich täglich mehr an ihn fesseln. Dazu welche ungeheure Gelehrsamkeit, die sich, ohne Prunk und ohne Pedanterie, frei und ungezwungen aus ihm heraus entwickelt."

Orelli verkehrte viel in dem Gervinus'schen Hause, welche Beziehungen andauerten, bis sich die sogenannten „Sieben," will also sagen die Professoren Albrecht, Dahlmann, Ewald, Jakob und Wilhelm Grimm, W. Weber und Gervinus, um ihrer aus Verfassungsgründen erhobenen Opposition willen, aus Göttingen vertrieben sahen. Orelli nahm an dieser Opposition, bez. dem daraus entstehenden Conflicte — dem man in jener Stagnationsepoche die Wichtigkeit eines ausbrechenden Krieges beilegte, — den größten Antheil und schrieb unterm 15. Dezember 1837 folgenden, in der Ueberschwänglichkeit seiner Gefühle höchst merkwürdigen Brief an seinen Vater: „Fasse diesen Brief mit reiner Hand an, denn Gervinus hat ihn getragen (der Göttingen verlassende Gervinus nahm den Brief persönlich nach Kassel mit, weil man ihn der Post nicht anvertrauen mochte). So eben komme ich von G.; er muß mit Dahlmann und Jakob Grimm, der die

deutsche Sprache gefunden, in drei Tagen Göttingen verlassen. Während ich bei Gervinus war, trat seine reizende junge Frau ein und setzte sich neben ihn. Er umarmte sie und sagte: „Liebes Frauli, Du mußt jetzt auch mit." Dann wandte er sich an mich, und setzte hinzu: „Denken Sie sich, mein Frauli soll die Hauptanstifterin gewesen sein." Ich hätte Beiden um den Hals fallen mögen. O wie leben sie in meinem Herzen, die beiden herrlichen Seelen! Gervinus schien abgespannt und erklärte, daß ihm die ganze Sache ekelhaft geworden sei, ganz besonders durch die Haltung der sich auf die Seite der Regierung stellenden Collegen . . Ich war Willens, morgen im Hörsaal auf einen großen Bogen folgende Worte zu schreiben: „Recht hilft nicht, wie wir sehen. Also Gewalt!" Als ich aber auf die Straße trat und hunderte von Landdragonern sah, die man überall hin postirt hatte, blieb mir nichts übrig als die wüthende Faust vor die Stirn zu schlagen. O, diese Deutschen! Ich kam nach Göttingen, verehrte sie wie Halbgötter, und jetzt, jetzt! Wenn Gervinus, der nach Italien will, auf der Hin- oder Rückreise nach Zürich kommen sollte, so bewirthe ihn wie einen Gott. Lass' ihn ja in keinem Wirthshause wohnen, sei sein Freund und sei offen und gemüthvoll. O wüßtet Ihr, was er mir ist und immer war, von Anfang an! Seine Frau ist ein Engel. Und Sie, Großväterchen, seien Sie mir nicht böse, daß ich gegen den König bin. Er hat, weiß Gott, Unrecht. Und wenn ich es beweisen soll,

so weise ich auf die sieben Heiligen, die jetzt aus dem hannöverschen Lande gejagt werden. O, wenn Sie hier wären, Großväterchen, so faßten Sie ihr päpstliches Schwert und den Dolch vor Ingrimm. Wenn Sie mir einen Neujahrssegen geben wollen, so heben Sie die Hände gen Himmel und flehen Sie zu Gott: „Gott gieb meinem Enkel Gnade, daß er sein Leibliches und Geistiges nur für die Wahrheit und nur für die Volksfreiheit gebrauche." Vater, Du läßt mich dann nach Berlin gehen, wo ich Savignys Füße küssen will. Zum Letzten aber, lächelt nicht über mich; die Dinge liegen zu ernsthaft. Ach, um uns und über uns ist Sturm, aber die Stürme sind nicht das ewige Gericht; da donnert ein anderer als König Ernst. Dein H. v. O. Nachschrift. Eben hat man scharf auf uns eingehauen. Ein Bekannter von mir ist verwundet; mit ihm mehre andere."

Kurze Zeit nach Abfassung dieses Briefes verließ Orelli Göttingen und ging nach Berlin, um hier, wenn nicht „Savignys Füße zu küssen," so doch wenigstens zu Savignys Füßen zu sitzen.

Ueber diesen ersten Berliner Aufenthalt (1838) erfuhr ich das Folgende: „Nach Schweizer Eigenart verkehrte H. v. O. wenigstens damals zumeist mit Landsleuten, unter denen Heinrich Meyer und Hottinger die bedeutendsten waren. Diese Landsleute wohnten fast alle in der Mittelstraße, in dem für Chambregarnisten und speziell für Schweizer Studenten eingerichteten Hause des Cichorien-

fabrikanten Voigt. Sie simpelten da so hin, saßen im Café Suisse, politisirten viel, und blickten auf die preußischen „absolutistisch regierten" Commilitonen verächtlich herab, jeder sein Cantönli-Dorf als den Omphalos der Erde betrachtend."

Dieser erste Studienaufenthalt in Berlin währte kaum ein Jahr, an dessen Schluß H. v. O. eine Stellung als Gesandschaftssekretair in Genf annahm. Von hier aus ging er nach Paris, dabei weniger seinen eigenen Sympathien als einem Wunsche des Vaters und der im Kreise der Schweizer Patriziersöhne herrschenden Sitte nachgebend. Seine Pariser Tage schlossen erst im Herbst 44 ab, um welche Zeit er nach Berlin zurückging, „um sich nunmehr ganz einer freien Gelehrten-Laufbahn zu widmen." Jedem Fach- und Brodstudium wich er aus, vor allem dem juristischen, gegen das er sein Lebelang voll tiefer Abneigung blieb, vielleicht nur weil ihm des Vaters Wunsch und Wille die Juristerei durch Jahre hin aufgezwängt hatte. Staatsdienst innerhalb enger Anschauungen und Genossenschaften, über die sein freiheitlicher Sinn längst hinausgewachsen war, widerstand ihm von Natur, und widerstand ihm um so mehr, je mehr er norddeutsch empfand und speciell an Berlin mit allen Fasern seines Herzens hing. Der Vater, als er dies wahrnahm, drang auf Rückkehr, um persönlich daheim seinen Einfluß üben zu können, aber alle dahin abzielenden Bemühungen waren umsonst. Der Sohn opponirte, trotzdem er die Berechtigung dessen zugab, was der Vater erst als Wunsch

und dann als Forderung aussprach. Es entwickelten sich hieraus sehr schwere Conflikte, die schließlich dahin führten, daß der seine Festigkeit bis zum Ungehorsam treibende Sohn auf schmale Rationen gesetzt und großen materiellen Einschränkungen unterworfen wurde.

Bewußtsein seines Rechtes ließ ihn aber auf dem einmal eingeschlagenen Wege beharren, wobei Fleiß und Studium ihn redlich unterstützten. Seine, wie wir wissen schon von Zürich her datirenden Beziehungen zu Widmann, nahm er, als dieser beinahe gleichzeitig mit ihm in Berlin eintraf, wieder auf und lebte sich jetzt mehr und mehr in einen vorwiegend aus Norddeutschen gebildeten Kreis ein, dem von schweizerischen Landsleuten nur Gottfried Keller angehörte. Nur bedingungsweis sah er sich zu diesem, dessen Talent er völlig würdigte, hingezogen, da manche Radikalismen in Wesen und Anschauungen des damals seine Laufbahn erst Beginnenden, dem Züricher Patriziersohne mißfällig waren. Ueber den Kreis selbst vernehm' ich brieflich das Folgende: „Jeden Dienstag Abend versammelten wir uns in der Matthäikirchstraße (dicht neben dem Büchselschen Pfarrhaus) in der Wohnung des Geheimen-Kanzleiraths March, eines einfachen, lieben, verständigen Mannes, und ließen es uns bei einer Tasse Thee wohl sein. Auch einen Gast durfte man einführen. Das schuf Abende, die denen, die daran theilnehmen durften, unvergeßlich sind. Es waren ganz exoterische Unterhaltungen über alle Fragen auf dem Gebiete der Religion, Kunst, Wissenschaft und Politik.

Alles Schulmäßige, Doktrinäre, Pedantische war ausgeschlossen. Jeder, der etwas vorlegen wollte, durfte einer eingehenden und gerechten Kritik sicher sein."

Orelli war sehr thätig um diese Zeit und schrieb, vielleicht durch Widmann dazu veranlaßt, ein umfangreiches, 1846 in der Stuhr'schen Buchhandlung zu Potsdam erschienenes Werk: „Das Wesen des Jesuiten-Ordens." In der Vorrede heißt es: „Der Zweck dieser Schrift ist ein Protest gegen den Jesuitenorden, welche Protestation einzig und allein auf dem natürlichen Widerwillen gegen ein Institut beruht, das auf das einfache Gemüth einen zwiespältigen Eindruck macht und ihn machen muß, weil es, wie nachgewiesen werden soll, mit sich selber in Widerspruch steht."

Das aus 22 Kapiteln bestehende Buch ist ein Werk ungewöhnlichen Wissens und Fleißes, und lag ganz nach der Richtung hin, die H. v. O. schon damals eingeschlagen hatte. Diese Richtung wird man am besten vielleicht als eine mit Bewußtsein und Ausschließlichkeit auf „große Fragen gerichtete" bezeichnen dürfen, die nichts so sehr verschmähte, als sich „mit Kleinigkeiten abzugeben." Irgend ein volks- oder staatenbeglückendes, am liebsten aber ein welterlösendes Wort mußte gesprochen werden. Damit verquickte sich ein Hang zum Geheimnißvollen, ein höchst sonderbarer, aus äußerster Verstandesschärfe herausgeborner Mysticismus, in Betreff dessen man sagen durfte: allzu scharf macht schartig.

H. v. O., um es zu wiederholen, war zu der uns hier

beschäftigenden Epoche (Mitte der 40er Jahre) überaus thätig, aber weder damals noch später von einem specifisch literarischen Ehrgeiz erfüllt. Seine Ziele lagen darüber hinaus, weshalb es schließlich nicht überraschen darf, auf verhältnißmäßig nur wenige Publikationen aus seiner Feder hinweisen zu können. Mit Vorliebe schrieb er Aufsätze, Kritiken und Brochüren, bei deren Veröffentlichung es seiner Gewohnheit entsprach, kleine Blätter und kleine Buchhändler zu bevorzugen. Berechtigtes Selbstgefühl und Abneigung, einer berühmten Firma gegenüber vielleicht noch gute Worte geben zu sollen, mochten dabei mitwirken.

Orelli war das reinste Bild eines ausschließlich seiner Wissenschaft und seinen Ideen lebenden Mannes, eines freien Privatgelehrten, und gehörte die lange Zeit über, während welcher er unter uns lebte, zu den „Stillen im Lande,“ fast auch in der landläufigen christlichen Parteibedeutung. Denn er war nicht nur eine ethische, sondern auch eine tief religiöse Natur.

* * *

H. v. Orelli's Wirken und Name sind über einen kleinen Kreis hinaus nicht bekannt geworden und doch war er, bei körperlicher Unscheinbarkeit, eine eben so tapfre wie vornehme Schweizernatur, ein Mann dessen Grundgescheitheit nur noch von seiner Grundgütigkeit übertroffen wurde, derart, daß wer ihn näher kennen lernte, beständig in Zweifel blieb, ob nicht sein schönes und in aller Stille die Werke

christlicher Barmherzigkeit übendes Herz noch höher zu stellen sei, als sein durch ebenso umfassendes wie tiefes Wissen ausgezeichneter Geist. Persönlich absolut bedürfnißlos, war er generös bis zur Hinopferung und gänzlichen Drangebung eigner Interessen. Und wirklich, er wäre makellos, und wie „sans peur“ so auch „sans reproche“ gewesen, wenn ihn nicht — in diesem einen Punkte der menschlichen Schwachheit seinen Tribut zollend — ein gewisser Hochmuth bis an sein Lebensende gefangen gehalten hätte.

Dieser eine Punkt wird uns auch weiterhin noch (S. 120) bei O.'s Eintritt in den Tunnel zu beschäftigen haben. Hier stehe nur das noch, was mir ein Freund über ihn schrieb.

„Orelli war Polyhistor, aber Polyhistor in des Wortes schönster Bedeutung. Es ist keine Mythe, wenn ich hervorhebe, daß er die Wissenschaft von zwei ganzen Fakultäten, der philosophischen und der theologischen, umfaßte. Das scheinbar Uebertriebene hierin fällt unter der Erwägung fort, daß er sich vom Jahre 44 an bis zu seinem 1880 erfolgten Hinscheiden ununterbrochen den ernstesten wissenschaftlichen Studien widmen konnte, mit Hülfe der ihm von Gott gnädigst beschiedenen Muße. Durch gewissenhafteste Benützung dieser Muße ward es ihm möglich, nicht nur die philosophischen Systeme, sondern auch das ganze Gebiet der römisch griechischen Literatur zu beherrschen, und beispielsweise die griechischen Kirchenväter in der Ursprache zu lesen. Nach dem Tode seiner ausgezeichneten Gattin, vertiefte er sich in die Schriften des alten und neuen Testamentes, zu welchem Zweck

er noch in den letzten Lebensjahren die hebräische Sprache lernte. Die Schöpfungen der englischen und französischen, der italienischen und spanischen Literatur waren ihm geläufig, selbstverständlich auch die der gesammten deutschen Literatur.

Als die Naturwissenschaften bei uns Blüthe zu treiben begannen, warf er sich mit seiner ganzen Energie auf das Studium derselben wohl ein Jahrzehnt lang.

Aber alle diese mannigfachen, vielumfassenden Studien hatten nur den einen höchsten Zweck, ihn in der wahren Gottes-Erkenntniß, fern von jeder Dogmatik und Casuistik, zu fördern, ihn weiter zu führen in der Erforschung der Wahrheit an sich. Alle geistigen Schätze, die er in sich aufnahm, assimilirte er sich, es blieb keine unverdaute Masse, er durchdrang sie. Er verhielt sich nie blos receptiv, sondern stets produktiv, und jedes Buch, das er las, erzeugte in ihm wieder ein Buch oder doch wenigstens die Ideen dazu. Ich war, als ich Anfang der 50er Jahre Homer- und Plato-Studien mit ihm trieb, erstaunt welch einen Reichthum von Ideen er entfaltete, wie viel neue von uns andern ungeahnte Gedanken er aus dem Autor heraus- oder vielleicht auch in ihn hineinlas.

Wenn man sich in seiner Gesellschaft befand, war man sicher, nie in Verlegenheit über irgend einen Punkt des Wissens kommen zu können, man hatte eine Encyclopädie bei sich, die Auskunft gab. Und allemal zuverlässig.

Aber auch in die gesammte Kunstwelt suchte er einzudringen, ganz besonders in die Musik, in die Schöpfungen

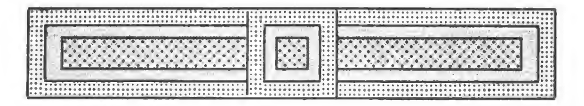
der berühmtesten Meister. Er hatte dieselben in Paris 1840 bis 44 studirt und war ein so vorzüglicher Kenner der musica seria et sacra, daß er einer Concert-Aufführung immer mit der Partitur in der Hand zu folgen pflegte.

Seine Formen freilich, gleich viel um welchen Gegenstand es sich handeln mochte, waren eckig, und die tiefen Gedanken entrangen sich nur schwer seinem Innern. Es fehlten ihm alle Organe, die nach außen hin dem Menschen Geltung zu verschaffen geeignet sind, sei's in der Schrift, sei's in der Unterhaltung. Es klang alles fast paradox, schroff, die Verbindungen und Uebergänge fehlten. In seinem Geiste war alles wohl vermittelt, für den Hörer und Leser aber erschien das, was er sagte, sprunghaft. Daher war er nicht angethan, eine Schule zu bilden, wozu er sonst wohl das Zeug gehabt hätte. Desgleichen liegt hierin der Grund oder doch einer der Gründe, weshalb so wenig Schriften von ihm im Druck erschienen sind. Wer ihn aber begriff, und sich nicht von vornherein durch eine gewisse Schroffheit abgestoßen fühlte, der gerieth unter seinen Bann, der konnte nie mehr von ihm lassen, der schwor auf ihn. Seine geistige Veranlagung war eminent. Er drang in das Centrum der Dinge vor, nichts bei ihm war Flitter, Alles Wesen und Wahrheit. Wie die Sünde haßte er den falschen Schein.

Ich hob schon hervor, daß es ihm an allen Organen gefehlt habe, sich nach außen hin Geltung und Einfluß zu verschaffen, was er wohl gewünscht hätte, trotzdem er die Massen-Erfolge kritisch ansah und zu dem Satze hielt:

Stultorum Deus eventus. Das Ausbleiben jeden Erfolges aber nagte doch bitter an seinem Leben und trieb ihn, der ohnehin dazu neigte, verstimmt und menschenscheu in die Einsamkeit. „Man versteht mich doch nit." Außer in seinem engsten, ihn beglückenden Familienkreise, blieb er nur noch mit einigen alten Freunden in Verbindung, aber es waren schließlich ihrer nur wenige noch; denn der Tod hatte seine Ernte gehalten. 1872 verlor er auch seine Frau, eine Berlinerin, der er mit großer und verehrungsvoller Liebe zugethan gewesen war und deren Grab er von dem Tage an, wo sich's über ihr schloß, bis an sein Lebensende täglich besuchte. Das lag so in seiner Natur. Ernst wie er das Leben nahm, nahm er auch den Tod."

Er selbst starb den 5. Juli 1880 und ward auf dem Philippus-Apostelkirchhof begraben. Unsere Stadt, darin er ein Menschenalter hindurch in Müh und Kampf, aber auch in seltenem Glück gelebt hatte, war seine Heimath geworden.



Zwölftes Kapitel.

Dr. A. Widmann und H. v. Orelli.

(Eine Parallele von Freundeshand.)*)

„. . Sie fordern von mir, Verehrtester, eine Parallele zwischen Widmann und Orelli, oder ein Hervorheben der Punkte, worin sie verwandt und worin sie verschieden waren. Ich komme gern Ihrer Aufforderung nach.

Orelli war durchaus ein philosophisch-kritischer Kopf, ganz im Gegensatze zu Widmann, der durch und durch Poet war. In Orelli Schwerfälligkeit der Form, in Widmann höchste Formvollendung, ohne welche Vollendung er Dichtungen wie das Schauspiel „Nausikaa" und die „Ge-

*) Dr. Ludwig Schwerin (in Berlin), dem ich, wie für die vorstehende Parallele, so für das Meiste, was ich im 10. und 11. Kapitel über Widmann und Orelli gesagt habe, zu lebhaftem Danke verpflichtet bin.

schichten am warmen Ofen" nie geschaffen haben würde. Dazu war Widmann durch und durch Symboliker, und schwerlich geh' ich in die Irre, wenn ich seiner Virtuosität in der Symbolik, seine bahnbrechende Wirksamkeit innerhalb der Maurerei zuschreibe. Orelli seinerseits war nicht Maurer, ja perhorrescirte die Maurerei, wenn nicht ihrem Wesen, so doch ihrer Form nach. Und doch leb' ich der Ueberzeugung, daß Widmann, nachdem er auf politischem und poetischem Gebiete nicht den Erfolg und die Anerkennung gefunden hatte, die seinem Reichthum an Phantasie und Gestaltungskraft entsprach, in ganz andere Richtungen als die der Maurerei gedrängt worden wäre, wenn ihn nicht des Freundes Geist ethisch-religiös durchdrungen hätte. H. v. Orelli war eben jedem seiner Freunde der Compaß, der die Richtung zum wahren Ziele wies.

Eine größere Verschiedenheit als zwischen Widmann und Orelli läßt sich kaum denken. Allerdings waren beide von hohen idealen Zielen getragen, das war das ihnen Gemeinsame, sonst aber lag der Grund ihrer Uebereinstimmung fast ausschließlich in der Negative.

Beide haßten alles Schablonenhafte in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft; Beide, trotz conservativer Allüren, würden nie auf der rechten Seite einer politischen Versammlung gesessen haben; ihre Politik war orelli-widmannisch. Dabei will ich nicht unerwähnt lassen, daß Widmann von einem seltenen politischen Instinkt war, von einer ge-

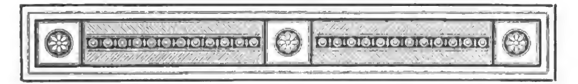
wissen Inspiration. Ich habe zwei untrügliche Beweise dafür. Gleichwohl glaube ich, daß er, wenn zur Verwaltung berufen, viele Mißgriffe gemacht haben würde. Item, ihre Uebereinstimmung lag in einem gewissen oppositionellen Zuge des Geistes, in einem vornehmen Sich-abwenden von der landläufigen sogenannten „öffentlichen Meinung.“ Voll tiefer Liebe und Herzensgüte waren Beide. Orelli die völlige Hingabe an seine Freunde, ganz selbstlos, ganz bedürfnißlos, voll des tiefsten Mitgefühls und Mitleids für seine Mitmenschen, voll Sehnsucht Hülfe zu bringen. Man mußte sich hüten, ihm mitzutheilen, daß irgendwo Noth vorhanden sei, den andern Tag stand er gewiß hilfespendend an der Thür des Elends. Er war von tiefster Religiosität, aber durchaus unkirchlich und voll Haß gegen die Pfaffen.

Wenn ich beide Männer gewissen griechischen Schulen zutheilen sollte, so würde ich Widmann, diesen Mann des frischen und fröhlichen Lebens, unbedingt unter die Schule des Epikur subsumiren. Orelli dagegen trug die Stoa, war tiefernst und nur in seine Studien und Aufgaben versenkt, wobei freilich gesagt werden muß, daß sein Stoicismus keineswegs in seiner Natur begründet lag, sondern umgekehrt ein Anerzogenes und Erarbeitetes war. Er hatte die tiefste Empfindung vom Leben und rang beständig danach, sich mit seinen religiösen und ethischen Anschauungen in Einklang zu bringen. Was er selbst einst von Dante sagte, daß sich derselbe des Menschlichen bis ins Derb-Sinnliche hinein jederzeit bewußt gewesen sei, aber auch

beständig danach gerungen habe, sich durch alle Mittel: durch Humor und Philosophie, durch Religion und Poesie davon zu befreien, das gilt ganz auch von ihm selber.

Auch in einem starken Selbstbewußtsein waren sich beide Freunde verwandt, aber auch hierin wieder verschieden.

Der Hochmuth Orelli's (nur von diesem will ich an dieser Stelle sprechen) war in seinen jungen Jahren nichts als das Uebersprudeln eines reichen, an Ideen- und Gedanken-Hypertrophie leidenden, oder wohl richtiger noch dadurch gesegneten Jünglings. Er war cholerischen Temperaments und konnte schroff und zornig sein, wenn ihm Aufgeblasenheit, Hohlheit, Unwahrheit entgegen traten. Möglich, daß er darin weiter ging, als recht und zulässig war, aber aus eigner Wahrnehmung darf ich versichern, daß sich sein beständiges Ringen darauf richtete, diesen Feind zu besiegen und neben der Liebe, die sein Herz umschloß, auch Demuth zu gewinnen."



Dreizehntes Kapitel.

H. v. Orelli's Auftreten im Tunnel und seine Beziehungen zu Scherenberg.

Freilich zu der uns hier beschäftigenden Zeit war diese „Demuth“ im Herzen unseres Orelli noch **nicht** gewonnen, und der Hang zu herrschen und andere Geister sich unterthänig zu machen, stak ihm noch tief im Blut. Was sich beispielsweise jeden Sonntag im **Tunnel** bethätigte.

Januar 1849 war er in diesen eingetreten und sah sich bald im Vollbesitz der eben frei gewordenen Widmann'schen Erbschaft. Scherenberg speziell ging so zu sagen aus der Hand des einen Freundes in die des andern über und wenn sich unser Poet schon durch Widmann umschmeichelt gesehen hatte, so jetzt doppelt und dreifach durch Orelli, der ihn einfach als einen Dichter von höchstem Rang ansah und **bedingungslos** (nicht wie W. einer politischen Doktrin halber) auf seinen kritischen Schild hob. Alles unter dem Schildspruch „Apoll ist groß und Scherenberg ist sein Prophet.“

Von Anfang an gab er dieser Bewunderung rückhaltlosesten Ausdruck, gleichzeitig den Ruhm unseres Dichters auf einer ganz neuen Basis aufbauend. Wenn diese bis dahin nichts als ein enthusiastisches „Sentiment“ gewesen war, so traten jetzt Verstand und ästhetisches Gesetz hinzu, um allsonntäglich mit einem starken Aufwande von Einsicht und Scharfsinn zu beweisen, „daß von einer anderen Dichtung als der Scherenberg'schen überhaupt keine Rede sein könne, am wenigsten im Tunnel.“ Ein Protest dagegen war nicht wohl möglich, weil es sich zufällig traf, daß der „Verein“, bei seiner in den letzten Jahren erfahrenen und an anderer Stelle von uns geschilderten Umgestaltung, zwar nicht an dichterischen, desto mehr aber an kritischen Kräften eingebüßt hatte. Mühler, Friedberg, Streber, vor allem W. v. Loos waren brillante Kritiker gewesen, als deren Ersatz jetzt nur etwa Kugler, Friedrich Eggers und P. Heyse genannt werden konnten: Kugler, der zu scheu, Eggers, der zu weich und Heyse, der zu jung war. So kam es, daß Orelli zeitweilig die gesammte Kritik an sich riß. Er „decretirte“ nur, wies auf seine Tafeln hin, als hab' er sie recte vom Sinai geholt, und lächelte vornehm superior über die, die sich dann und wann ein Herz faßten und stotternd und confus gegen ihn zu Felde zogen. Die meisten freilich begnügten sich damit, die Faust in der Tasche zu machen. Daß er immer Recht gehabt habe, wird sich schwerlich behaupten lassen; er war viel zu doktrinär, um in Kunstdingen ein für allemal das letzte Wort sprechen zu

können, aber was immer auch seine Mängel und Grenzen sein mochten, er blieb unzweifelhaft der geschulte Geist, der überlegene Charakter, dessen schneidiges, aus der Fülle des Wissens und der Vergleiche geschöpftes Urtheil sich um so wirksamer zeigte, je mehr ein starkes, wenn auch nicht immer im rein Schönheitlichen wurzelndes Gefühl sein Urtheil unterstützte. Nie fehlte dem, was er sagte, der Brustton der Ueberzeugung. Das Maß der dabei zu Tage tretenden Liebenswürdigkeit erwies sich, wie schon angedeutet, als ziemlich gering, aber was immer wieder mit diesem Manco versöhnte, war, daß alle seine Bemühungen und Anstrengungen, gleichviel in welche Form sie sich kleiden mochten, dem alten Tunnel-Lieblinge galten, den gefeiert zu sehen, jedem — auch dem, auf dessen Kosten es ging, — eine Genugthuung und Freude schuf.

In der That, Orelli machte sich Scherenberg zum Lebenszweck und lieh seiner Passion für ihn nicht nur mündlich im Tunnel, sondern auch in essayartigen Briefen Ausdruck, aus deren Inhalt ich hier, unter gelegentlichen Kürzungen, das Folgende mittheile.

Erster Brief.

„Gestern Abend noch, mein hochverehrter Herr Scherenberg, und dann heute Morgen habe ich mich fortwährend mit Ihren Gedichten beschäftigt und sage Ihnen für Ihr Geschenk den wärmsten Dank! — Aber Sie müssen mir

es schon nicht übel nehmen, daß ich mir den Genuß und die Erhebung, die mir Ihre poetische Herrlichkeit verschaffen sollte, nicht durch die Reihenfolge verkümmern mochte, in welcher jetzt die Gedichte stehen. Ich schuf Ihre Sammlung ganz um. Vielleicht finden Sie die Ordnung, wie ich sie für mich brauche, eines aufmerksamen Blickes werth."

Nun folgen die Zahlen, die durch Seiten-Umstellung die neue Ordnung der Dinge zeigen sollen. Dann fährt er fort:

„Die Sachen selbst gehören zu dem Größten, was ich überhaupt kenne. Einige Gedichte jedoch, die Ihnen vielleicht lieb sind, stören mich in einem ganz unbefangenen Genusse, weshalb ich die nachstehenden (und nun folgen wieder Zahlen) einfach weglassen würde. Diese von mir bezeichneten scheinen noch unausgeboren!

Ihr H. v. Orelli."

Zweiter Brief.

Der zweite Brief, aus erheblich späterer Zeit, ward in Scherenberg's eigener Wohnung geschrieben, als dieser eine Sommerreise nach Swinemünde*) hin angetreten und seinen

---

*) Eine solche Reise wurde seitens unseres Scherenberg fast alljährlich nach Swinemünde hin angetreten, an welchem Ort er dann im Hause seiner innig von ihm geliebten und seit Mitte der 30er Jahre mit dem Kaufmann August Schoeneberg glücklich verheiratheten Halbschwester Emilie lebte. Schön und blond, heiter und unbefangen, dazu von einem gewissen lyrischen Seelenzuge, war sie das Ideal einer deutschen Frau, jeden durch ihre Herzensgüte beglückend,

Freund (Orelli) so zu sagen als Schloßwart oder Majordomus eingesetzt hatte. Der Brief, der sich weniger mit Scherenberg als mit allgemein aesthetischen Fragen beschäftigt, ist bemerkenswerth durch die darin niedergelegten Ansichten über Kunst überhaupt.

„Lieber Freund. Ich bewohne nun also Ihre Zimmer und erkenne, daß Sie keine thränenreiche Saat darin zurückgelassen haben; noch sind wenigstens keine Schmerzen und

---

keinen aber mehr als ihren Lieblingsbruder Christian Friedrich (unseren Scherenberg), dessen zurückliegende schwere Lebensschicksale sie beklagte, während sie seinen Charakter und sein Genie bewunderte. Jeder war des Andern Stolz und Freude. Diese herzlichen Beziehungen zu der (im November 1859 verstorbenen) Schwester übertrugen sich später auch auf die nach Berlin hin übersiedelten Kinder und Schwiegerkinder derselben, die Sommerreisen aber unterblieben von dem ebengenannten Zeitpunkt 1859 an, trotzdem es in Swinemünde nach wie vor an Scherenbergscher Verwandtschaft nicht fehlte, was die Vorführung einer Art Stammtafel an dieser Stelle rechtfertigen mag.

Johann Theodor Scherenberg, der in unserem 1. Kapitel mehrfach genannte Vater unseres Christian Friedrich, war zweimal verheirathet.

Aus Johann Theodors erster Ehe mit Auguste Couriol, Tochter einer in Stettin lebenden französischen Refugié-Familie, wurden folgende Kinder geboren: 1. Eduard Theodor, mit sechszehn Jahren in der Schlacht bei Dennewitz gefallen; 2. Christian Friedrich (unser Scherenberg); 3. August Scherenberg, Kaufmann, gestorben in Swinemünde; 4. Heinrich Scherenberg, Kaufmann, gestorben in Swinemünde; 5. Julius Scherenberg, Kaufmann, gestorben in Swinemünde; 6. Auguste Scherenberg, verheirathet nach Anklam

Leiden aufgegangen, sondern eitel Frieden und Liebe und Harmlosigkeit. Ihre Bücher habe ich durchstöbert, Lessing's Dramaturgie ist bereits durchgelesen, ebenso Georg Forster's Ansichten vom Niederrhein, wovon Sie einen defekten Band besitzen. Das Krokodil, das auf dem Küchenbrett lag, ist bereits bis zu Ende aufgezehrt. Des Morgens steh ich als Vulkan unter dem Rauchfang mit friedlicher Kaffeebereitung beschäftigt, und lasse mir Ihre Cigarren wohl schmecken. Beim Anziehen blicke ich oft in den kleinen Spiegel, den

---

hin an den Prediger Kretzschmer, einen Vetter des Historienmalers und Professors H. Kretzschmer in Berlin.

Aus Johann Theodors zweiter Ehe mit der ebenfalls der französischen Colonie zu Stettin entstammten Henriette Villaret, wurden folgende Kinder geboren: 1. Emilie Scherenberg (gest. 1859) verheirathet an den Kaufmann August Schoeneberg in Swinemünde; 2. Eduard Scherenberg, Kaufmann, gestorben 1882 in Stettin; 3. Albert Scherenberg, Kaufmann, gestorben 1857 in Lagos an der afrikanischen Westküste, woselbst er eine Commandite seines in Spanien und Südamerika geführten Geschäftes gründen wollte; 4. Hermann Scherenberg, Portrait- und Genremaler; lebt in Berlin.

Alles in allem, wie diese kurzen Angaben zeigen, eine von Anfang an auf Spekulation und künstlerische Phantasie gestellte Familie, welche Besonderheit sich vor allem auch in der jüngeren Generation und zwar speziell in den Kindern des vorgenannten Julius Scherenberg (gest. 1864 zu Swinemünde) wiederfindet. Diese Kinder sind: Gustav Scherenberg, früher Schauspieler, jetzt Direktor des Victoria-Theaters; Paul Scherenberg, Ablatus des älteren Bruders Gustav; Ernst Scherenberg, Dichter und Schriftsteller, bis vor Kurzem Redakteur der Elberfelder Zeitung; Marie Scherenberg, Malerin.

Fräulein Gustchen in der Küche hängen hat. So geht es Tag für Tag. Meine Schrift (über Scherenberg selbst, später erschienen) ist unter langwierigen, unumgänglichen Forschungen ein wenig ins Stocken gerathen. Aber ich fürchte mich nicht, ich werde ans Ziel gelangen.

Ich halte nämlich, lieber Herr Scherenberg, alles, was man in Büchern oder in Aussprüchen von Leuten über die Bedeutung der Kunst findet, für Schwätzerei. Nun suche ich das, was unwiderleglich das Wesen und den Werth der Kunst ausmacht, also das Ziel derselben. Ich kann nie ruhen, bis ich den letzten Grund von einer Sache gefunden habe, und das verzögert meine Arbeiten, wie ich wohl einsehe; aber ich glaube, dies bildet zugleich das eigenthümliche Merkmal, wodurch ich mich von Andern unterscheide. Denn die Meisten begnügen sich mit dem flachen Geträtsch, ich suche nur das Lebensprincip der Verhältnisse. Ihr Waterloo und die ganze Kunst interessirt mich nur insoweit, als ich darin einen frischen Quell des Lebens entdecke. So frage, suche, forsche ich und wandere mit Aristoteles und Augustinus im Kopfe, vom Innern ins Innere, bis auf den innersten Grund.

Lessing's Dramaturgie, von der ich schon sprach, habe ich wieder mit Vergnügen gelesen. Das Wichtigste, wichtiger als das Aesthetische, ist darin die Anregung der wahrsten Empfindungen im Menschen. Das Aesthetische und die Erklärungen des Aristoteles sind vortrefflich und hübsch, bleiben aber problematisch. Jene An-

regung hingegen ist und wirkt positiv, und ich schlage mich in meiner Selbstbetrachtung, sowie im Behandeln der Verhältnisse überall auf die Seite des Positiven. Denn dieses allein gestaltet das Leben. Alle Kunst und Wissenschaft, alle Politik, Selbsterkenntniß und Religion sind lächerlich, wenn sie nichts Positives zu Stande bringen und bewirken. Und so wird denn all meine Thätigkeit darauf gerichtet sein, das Positive der Dinge an den Tag zu kehren. Ich kritisire nicht die Unächtheit der biblischen Bücher; sind sie positiv und leisten sie, was sie versprechen, so ist es mir ganz gleichgültig, ob sie ächt oder unächt sind. Und so mit Allem. Ich glaube, das heißt das Leben beim Kerne erfassen; es ist das Tiefste, was dem Menschen zu erreichen möglich ist, und schneidet alle Grübelei ab. Nehmen Sie mir daher auch bei meiner Arbeit nicht übel, wenn ich die Zeit für nichts, die Sache aber für alles halte. Elende Scribenten haben wir genug, einen guten wollen wir gewähren lassen. Ich grüße Sie und Ihre Familie herzlich und küsse Ihren kleinen blondköpfigen Hampelmann auf die weiße Stirne.

Ihr H. v. Orelli."

Dritter Brief.

Der dritte Brief Orelli's, der sehr wahrscheinlich derselben Zeit angehört, verbreitet sich über ähnliche Fragen wie der zweite, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht das „Positive", sondern das Wissen betont. Orelli

giebt Scherenberg zu verstehen, daß er (Scherenberg) zwar ein bedeutender Dichter, aber doch mehr oder weniger ein ungebildeter Mensch sei, woran sich dann die Forderung knüpft, sich von dieser Unbildung frei zu machen. Um diese Forderung in ihrer Absonderlichkeit voll zu würdigen, muß man gegenwärtig haben, daß Scherenberg, als er diesen Brief empfing, das fünfzigste Lebensjahr längst überschritten hatte, seines Ruhms und der Thatsache ganz zu geschweigen, daß er, neben seinem Talent, auch über ein großes positives Wissen verfügte, wenn auch freilich nicht über ein gelehrtes à la Orelli. Der Brief selbst aber lautete:

„Die Vorlesung des gestrigen Stückes (der Titel wird nicht genannt) hat mich, mein lieber Scherenberg, mal wieder auf das hingewiesen, was Ihnen ein fortwährendes Hinderniß ist. Es ist der Maßstab, der Ihnen fehlt. Maßstab beruht auf Vergleichung, und wie vortrefflich und gesund auch der eigne innere Maßstab sein mag, er erhält doch immer erst das Bewußtsein von sich selbst, seine Sicherheit und Grundlage, wenn er sich mit andern Maßstäben bis ins Detail messen lernt. Dieses Detail erlangt man in den Vorgängern. Sie wissen, daß Widmann selbst, dem Niemand einen innern wahren Maßstab absprechen wird, doch manches Mal wankt und nicht mit der unerschütterlichen Sicherheit urtheilt, die zur eigenen Beruhigung und Befriedigung nothwendig ist. Wenn er dies thut, so bestätigt er das, was er öfters von

sich selbst bekennt, ‚daß er nicht genug gelesen und studirt habe.‘ Sie wissen, daß St. Paul's Urtheilsmangel, wo derselbe auftritt, lediglich auf dem Mangel an gründlichen Studien beruht. Anderseits kann ich nicht umhin, von mir selbst zu behaupten, daß die Sicherheit des Urtheils, die ich bereits erlangt habe und noch erlangen werde, fast lediglich auf unablässigen eindringlichen Studien beruht. Fragen Sie einmal Nagiller (ein süddeutscher Musiker), wie der seine Vorgänger studirt hat! Mit welchem Feuer wird Ihnen dieser Natursohn, wenn irgend Einer, davon sprechen!

Also, lieber, bester Scherenberg, gehen Sie ans Werk und sollte es Ihnen auch neue Opfer kosten. Wenn die Kunst wirklich Ihre Braut ist, um deretwillen Sie dem Getriebe der Welt und dem Gebahren des Geschmeißes und der Alltagsmenschen den Rücken kehren wollen, so studiren Sie doch ja Ihre Vorgänger, nehmen Sie das Erbtheil, das schöne Erbtheil aller großen Menschen über sich, und streben Sie danach, Ihre Vorgänger zu erkennen und auf ihren Grundlagen, deren sich Keiner ohne seinen ewigen Schaden entäußern kann, mit fortzubauen.

Sollten Sie etwa meinen hierauf beschränkten Fleiß für Improduktivitäts-Anzeichen ansehen, so nehmen Sie jene Poeten zum Vorbilde, die, wie beispielsweise Sophokles, hundert große Stücke geschrieben haben und doch unablässig und bis an ihr Ende ihre Vorgänger in sich aufnahmen. Auch dürfte es mit meiner eignen Improduktivität eine eigne Bewandtniß haben. So viel für den Augenblick. Es kostet

einen Entschluß und festen Willen, wirklichen Beruf und ein ewiges Ziel in sich zu bewahren.

Ihr v. Orelli."

Vierter Brief.

Der vierte Brief beschäftigt sich wie der vorige, diesmal aber unter Titelnennung, mit einem Scherenberg'schen Lustspiel, dem „Küchenball", das kurz vorher, in einem Freundeskreise, von dem einen besonderen Werth auf gerade dieses Stück legenden Dichter vorgelesen worden war. Orelli aber will von diesem „besonderen Werth" nichts wissen und schreibt ihm bei der Gelegenheit einen kritischen Essay, der hier trotz seiner Ausführlichkeit (oder auch um derselben willen) eine Stelle beanspruchen darf. Und zwar um so mehr vielleicht, als ein späteres, den Dichtungen Scherenbergs sich zuwendendes Kapitel nur das nöthigste bringen und auf Scherenberg den Dramatiker überhaupt nicht eingehen wird.

„Mein lieber Scherenberg. In der Voraussetzung, daß Sie mich für das gelten lassen, was ich bin, theile ich Ihnen meine Meinung über das jüngst von Ihnen vorgelesene Werk mit, nämlich über Ihren „Küchenball". Sie wissen, daß ein kranker Löwe immer noch Löwenkraft, tausend Mäuse aber immer nur Mäusekraft besitzen. Die Abspannung, in welcher ich mich an dem Abende befand, wo Sie mir Ihre Produktion mitzutheilen die Güte hatten, ver-

hinderte mich trotz alledem nicht, die innere Wahrheit oder Unwahrheit, das Gelungene und das Verfehlte, das Schöne und das Geschmacklose darin aufzufassen: sie verhinderte mich nur, alles aufzufangen und dem Einzelnen genügend zu folgen. Indessen genügte meine Disposition doch so weit, daß ich gegenwärtig meine Auffassung Ihres Stücks ausreichend zu motiviren vermag, gerade genug, um nicht in den Fehler Ihrer übrigen Lober oder Tadler zu verfallen.

Diese hochmüthige Sprache tritt allemal dann bei mir hervor, wenn ich den Schaden ermesse, welchen unbefugte Menschen anrichten, die nicht bedenken, daß unter den Operationen des Verstandes Loben oder Tadeln das Allerschwierigste ist. Die Fähigkeit zu Lob und Tadel kann kein Mensch erwerben. Darum thut es dem Einsichtigen wohl, wenn er Jemanden findet, der seine Leistungen in Wahrheit zu loben und zu tadeln versteht, da er solch Lob, solchen Tadel für einen Strahl von Oben, und den, der derlei spendet, für einen Engel vom Himmel ansehen kann. Noch gewisser aber ist es, daß falsches Lob und falscher Tadel ein Ausfluß des Irrthums, der Impietät, kurz der Hölle oder des Satans ist."

Er führt dies noch weiter aus und fährt dann fort:

„Lieber Freund, ich habe mir mein Leben sauer genug gemacht, da ich das Richteramt, welches unverkennbar in mich gelegt ist, in Ernst und Fleiß ausgebildet und stets

in Wahrheit ausgeübt habe. Diese feierliche Art, womit ich mich Ihnen dieses Mal gebe, deutet darauf hin, daß es ein Ihnen besonders werthes Werk betrifft, welches ich anzutasten wage. Sie mögen daraus ersehen, daß mir die Pietät auch jetzt inne wohnt, indem ich eine Produktion, ein Erzeugniß Ihres Lebens zu beurtheilen versuche. Nicht obenhin, nicht als ein Amüsement, als einen augenblicklichen Genuß es betrachtend, wie Ihre nächsten Bekannten es thun, gehe ich daran, Ihr Lustspiel für das zu erklären, wozu mich mein Geist nöthigt, ich sehe darin ein in heiligen, freudigen Stunden niedergelegtes Vermächtniß Ihres besten Selbsts, welches unsanft, selbst sanft zu berühren einen tiefen Eindruck auf Sie machen muß. Allein weil ich Ihr ganzes Wesen, den gesammten Menschen und Schöpfer in Ihnen noch höher stelle, als ein einzelnes und sogar süßes Produkt desselben, darum benutze ich die seltene Freiheit, welche der Umgang mit höheren Naturen verstattet, zu der unbefangensten Aeußerung, die ich als solche auch gut verantworten kann. Lieber Scherenberg, ich halte Ihren „Küchenball" für ein verfehltes Werk. Lassen Sie mich diesen Ausspruch rechtfertigen!

Was giebt wohl den Shakespeare'schen Stücken jenen Charakter der Behäbigkeit, des Ruhens auf sich selbst, des festen Ankerns, der behaglichen Breite und Ausführlichkeit, wenn es nicht der volle Ausdruck, das volle Ausprägen der innern Welt ist, welche der Dichter schaffen will? Nur wenn die innere Harmonie zwischen dem in der bloßen

Phantasie schwebenden Stoffe und der Darstellung desselben zum Vorschein kommt, so daß man nicht mehr daran denkt, wie anders oder besser er im Kopfe des Dichters als Phantasiebild geglänzt haben möge, nur dann wird jene nothwendige Behäbigkeit, jenes breite solide Dastehen erreicht werden können. So ist mir denn besonders aufgefallen, daß die von mir angehörte Darstellung, oder mit andern Worten, daß das Werk selbst durchaus abweicht von der Erzählung, dem Phantasiebilde, welches Sie uns einst früher mündlich mittheilten. Vor allem gilt dies von der Figur Ihres Stromers, der in Ihrer Phantasie als ein ganz Anderer, und zwar als der Aechte erscheint, gegenüber der gleichnamigen Figur in Ihrem Lustspiel. Das ächteste Lustspiel in Holberg'scher Art ließe sich hervorbringen mit der Darstellung eines solchen Stromers. Das herrliche Lied ‚Hitze, Hitze', welches das bravste Stromergedicht ist, gehört Ihrem innern wahren Stromer an. Dagegen der nüchterne, kalte Anzug dem Lustspielstromer. Lieber Dichter! Die Figur eines Stromers, wie sie mir im Leben öfter begegnet ist, erwärmt sogleich durch ihren Anblick, schafft Zuneigung; es ist einem wohl bei ihr, behaglich. Sagen Sie mir, wo hätte irgend einmal ein Stromer weiße Hosen und Frack und heraushängenden Tabacksbeutel getragen? Ich kann Ihnen wohl sagen, daß ich mit ächten Stromern intimen Umgang gehabt habe zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern; es waren in der Reihenfolge meiner Bekanntschaft verkommene Schauspieler, liederliche

Musikanten oder ein vom Schicksal mühselig umhergetriebener, immer fideler, wenn auch immer auf Fortuna verdrießlicher Handwerksbursche. Aber niemals hätte je einer die Kleidung getragen, die Sie Ihrem Stromer geben. Gestehen Sie offen, daß Ihr Lustspielstromer darin von Ihrem Phantasiestromer sich unterscheidet, daß jener nur eine Louis Schneider'sche Theaterfigur ist, die durch die unglückliche Zugabe des Berliner Wesens in der That einen widerlichen Eindruck hervorbringt. Es ist wohl die allerunglücklichste Wahl, einen Berliner Fanten zum Stromer zu machen; das wäre ein Stromer, wie ihn einer unserer Komiker auf dem Theater wohl spielen möchte, nicht aber ein Stromer, der Ihrem Namen zur Ehre gereicht. Viel eher würde doch ein ehemaliger Berliner Eckensteher einen Stromer abgeben. Ein gebildeter oder gebildet scheinender Berliner wird nie ein Stromer sein können. Einen Stromer muß man aus einer kleinen thüringischen, baierischen, württembergischen Stadt hervorgehen lassen. Es dürfte eine Ausnahme sein, daß eine Residenznatur, wie Ihr Lustspielstromer es ist, im Land umherstreift und nicht vielmehr in der Stadt selbst nach Abenteuern sucht."

Der Briefschreiber, nachdem er sich immer mehr in das Wesen des „ächten Stromers" vertieft hat, läßt zuletzt das Thema fallen und fährt dann fort:

„Wenn mir nun aber Ihre Darstellung eines Stromers durchaus verfehlt, kalt, nüchtern erscheint, so finde ich den-

selben Charakter, denselben verfehlten, kalten, nüchternen Eindruck in der ganzen Haltung des Stücks, welches wie von einem dürren, kalten, trockenen Winde dahingejagt wird.

Es ist das außerordentlich Geistreiche der Pointirungen, welches Sie selbst für Ihr Stück einnimmt, aber den aufrichtigen, den unbefangenen, von nichts bestochenen Zuhörer völlig leer läßt. Ihre Szenerie ist gleich Anfangs — muthmaßlich veranlaßt durch das Bestreben der Bühnengerechtigkeit und den Wunsch, das Stück auf dem Theater zu sehen — eine völlig nüchterne Theaterszenerie. In Ihrem Stücke spielen die Figuren zu sehr auf den Brettern, die blos das Theater, nicht aber die Welt bedeuten. Daher kommt es, daß Ihrem Lustspiele jene Behäbigkeit Shakespeares, Holberg's, Goethe's fehlt. Sie verweisen immer darauf, wie sich das Stück auf dem Theater machen würde, aber dies thuen Sie nur, weil Sie selbst fühlen, daß das von Ihnen Gegebene den Zuhörer unbefriedigt und leer läßt. Es ist also gewiß nicht meine Ermüdung oder Abspannung, sondern es ist Ihr eigenes innerstes Gefühl, welches den wahrsten Richterspruch über Ihr Stück fällt. Sollten Sie damit zunächst schöne Hoffnungen abschneiden, so thun Sie es nur wacker, indem Sie den ganzen Stromer so umarbeiten, wie es Ihr Phantasiestromer verlangt.

Sehen Sie, mein lieber Scherenberg, ich weiß jetzt recht gut und es liegt klar auf dem heitern Grunde meines Gemüths, warum Sie sich oft so lange winden und sträuben, gewisse Produktionen Widmann und mir vorzulesen! Es

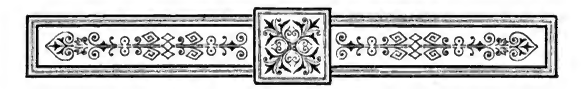
sind immer solche, von denen Sie selbst spüren, daß sie nicht klappen, nicht bei uns einschlagen werden. Allein besorgen Sie von uns nichts Böses! Hoffen Sie von uns nur Gutes! Ich für mein Theil (und zwar ganz entschieden seit der Vergleichung mit dem jüngst vernommenen Lustspiel „Der Nachbar") werde alles thun, den von Ihnen eingeschlagenen Weg im Dramatischen zu untergraben, denn der ist durchaus verkehrt. So lange es Ihnen nicht gelingt, in shakespearisch breiter Weise die Zustände Ihrer Personen auszuführen, so daß Szenerie und alles Andere daraus hervorgeht, so lange werde ich auch behaupten, daß Ihre Meisterschaft auf den Kriegsgedichten, vor allem auf jenem epischen Liede von der „Schlacht bei Ligny" beruht, und nicht auf Ihren dramatischen Erzeugnissen, wie Sie hingegen anzunehmen sich gewöhnt haben.

Es sollte mich in der Seele schmerzen, wenn Sie das hier Gesagte verletzte. Weil Sie mich aber kennen und deshalb wissen, wie sehr ich eine gute Kraft auch vollkommen verwendet sehen möchte, darum bin ich guten Muths und sehe einer Zusammenkunft mit Ihnen freudig entgegen.

Was ich von den Urtheilen der Uebrigen halte und worauf sich dieselben gründen, das will ich Ihnen mündlich auseinandersetzen. Wie immer unwandelbar Ihr v. Orelli."

So lauten einige jener „Literatur-Briefe", die H. v. Orelli von 49 bis 52 an Scherenberg richtete, Briefe, die nach keiner Seite hin eines Commentars bedürfen, weil

ihre Schwächen und Vorzüge gleich deutlich zu Tage treten. Auch die Schwächen! Aller bewundernden Scherenberg-Liebe zum Trotz, klingt beständig ein Ton gelehrter, weltweisheitlicher, auch in Kunstsachen alles besser wissender Ueberheblichkeit durch, ein Ton, gegen den gelegentlich zu protestiren, aus dem weiten Tunnel- und Freundeskreise nur einer den Muth hatte.



Vierzehntes Kapitel.

Lieutenant von Saint-Paul und seine Beziehungen zu Scherenberg.

Dieser Eine (beiläufig mir sympathischste), der den Muth einer gelegentlichen Auflehnung gegen Orelli hatte, war der Lieutenant oder Hauptmann v. Saint-Paul, Genie pur sang, ächtester Repräsentant einer seit 48 ausgestorbenen Menschen-Race.

St. Paul, aus einer preußischen Militärfamilie stammend, war in seiner Jugend selber Offizier gewesen, nahm aber seinen Abschied aus Gründen, die mir nicht bekannt geworden sind und wurde während der 40er Jahre Censor in Köln, ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke, die radikale von Becker, Marx ꝛc. redigirte Rheinische Zeitung todt zu machen. Er war aber wegen eigner politischer Freisinnigkeit die dazu denkbar ungeeignetste Persönlichkeit, weshalb Graf Fritz Eulenburg, der spätere Minister des Innern, von

Berlin her abdeputirt wurde, lediglich um den in seinem Dienste viel zu schlaffen Censor zu kontroliren, beziehungsweise zu schärferem Vorgehen anzuspornen. Aber auch das versagte. St. Paul und Fritz Eulenburg saßen fleißig beim Schoppen und ihr liebster Genosse dabei war der Redakteur der Rheinischen Zeitung. Relata refero.

Wie lange St. Paul sein Censoramt verwaltete, weiß ich nicht, wahrscheinlich bis Ende 47, um welche Zeit etwa er nach Berlin zurückkehrte. Was er hier trieb, entsprach einigermaßen der Thätigkeit, aus der er in Köln abgelöst worden war: er ward Lektor auf dem Polizeipräsidium, bis er auch aus dieser Stellung wieder entfernt wurde. Dienst und Amtspflicht, vor allem aber pünktlich regelmäßige Thätigkeit, waren ihm fremde Dinge.

Auf welche Art sich seine Bekanntschaft mit Scherenberg, Widmann und Orelli machte, hab' ich nicht in Erfahrung bringen können; vielleicht war er Gallopin in der offiziellen Presse,' der Widmann, so lang er im Ministerium des Innern arbeitete, seine Kräfte lieh.

Im Winter 49 auf 50 war es, daß Lieutenant St. Paul, nach einer voraufgegangenen zufälligen Begegnung im Tunnel, mich häufiger besuchte. Was ihn dazu veranlaßte, kann ich nur muthmaßen. Sehr wahrscheinlich war es bittere Noth und Bedrängniß, um deretwillen er eine Zeitlang allabendlich mit einer Regelmäßigkeit an meine Thür klopfte, wie des Morgens die Sperlinge an mein Fenster. Er fror und war hungrig. Ich seh' ihn

noch deutlich vor mir in seinem engen abgetragenen Sommerrock, den Kragen in die Höh' geklappt, wie er sich an den Ofen stellte, die Hände rieb und schudderte. Dann machte ich Grog oder Thee und wir plauderten eine Stunde lang zusammen. Bei diesem Geplauder war er immer verlegen, was ich mir bei dem Gefühl von Superiorität, das er hatte und haben durfte, nur so deuten kann, daß er mich ganz als bon enfant nahm und den rechten Ton für solche Kinder nicht finden konnte. Mein eigen Leben, das dem seinen nahe verwandt und doch wiederum grundverschieden davon war, mocht' ihm zu denken geben und während er Theilnahme von mir forderte, lieh er mir im Stillen vielleicht die seine. Denn all seiner Verkommenheit unerachtet, war er klug und fein und nicht ohne Herzensgüte. Von Cynismen, auf deren Gebiet er sich des Rufes der Meisterschaft erfreute, hab' ich niemals etwas aus seinem Munde gehört; er war vielmehr umgekehrt immer gewählt im Ausdruck und voll eigenthümlicher Diplomatie. Wenn er sich dann äußerlich und innerlich gewärmt hatte, bat er mich, ihm etwas Geld zu leihen und nannte dabei regelmäßig eine so minime Summe, daß selbst meine Mittel dafür ausreichten. Und dann brach er auf. Alles in allem, wenn ich mir sein Bild zurückrufe, hab' ich einen wehmüthigen Eindruck von ihm: eine reich angelegte Natur, eine schöne, frühzeitig prostituirte Menschenseele.

Den Sommer darauf war er wie verschollen und als ich nach ihm fragte, vernahm ich, daß er seine frühere

Militärschaft wieder hervorsuchend, als Compagniechef in die schleswig-holsteinsche Armee getreten sei. Wirklich, es war so. Bald danach kam der Tag von Idstedt, den er im echtesten St. Paul-Stil mitmachte. Seine Compagnie zum Angriff vorführend, sprang er vor die Front, um gegen den Feind hin eine unanständige Geberde zu machen. Im selben Augenblick ward er von einer dänischen Kugel in den Rücken getroffen. Er lag dann monatelang im Lazareth zu Rendsburg und schickte von seinem Schmerzenslager ein Schächtelchen mit verschiedenen aus seiner Wunde herausgenommenen Knochensplittern nach Berlin hin an die Freunde. Dies Schächtelchen trug die Aufschrift: „Reliquien von Sankt Paul. Euer Saint-Paul.“ So blieb er derselbe bis zuletzt.

Endlich geheilt entlassen, kam er nach Berlin zurück, aber sein Körper war zu destruirt, um die Folgen einer so schweren Verwundung überdauern zu können. Er war dem Tode näher als er wußte, nahm indessen literarische Beschäftigungen wieder auf und schrieb an einem „Hamlet“ wie alle diese Genies, die's ohne Faust oder Don Juan oder den Dänenprinzen nie thun mochten, weil sie von allen dreien etwas an und in sich hatten. Winter 52 auf 53 traf ein Brief Widmanns an Scherenberg von Jena her ein, in dem es am Schlusse hieß: „Was macht denn der verlorene Sohn St. Paul? Er hütet wohl sich selbst als das größte seiner . . nun sagen wir als das größte seiner Ferkel. Ich lasse ihm guten Appetit zu den Träbern wünschen und möchte seinen ‚Hamlet‘ lesen.“

Als dieser Brief anlangte, war der, dem das bittere Wort galt, eben gestorben.*)

Einer seiner näheren Freunde schrieb mir noch neuerdings über ihn: „Ich theile ganz Ihre spezielle Sympathie für St. Paul. Er war allerdings verlumpt, aber ein entzückender Kerl von au fond nobler und namentlich humaner Gesinnung, nur sollte keiner was davon merken. Er verstellte sich ad majorem cynismi gloriam. Im Jahre 52 bezog er, als mein unmittelbarer Nachfolger, eine Chambregarniwohnung und enthusiasmirte die Wirthin und deren Kinder. Er war die Leutseligkeit selbst und voll gesunden Humors."

* * *

So war Lieutenant v. St. Paul, dem ich nun in dreien seiner an Scherenberg gerichteten Briefe das Wort gebe. Brief 1. und 2. sind im Frühjahr 49, ein Jahr also vor seinem Eintritt in die schleswig-holsteinische Armee geschrieben.

Hausvogtei, 13. März. Lieber Scherenberg. Nur zwei Worte an Dich, von denen Niemand etwas wissen

---

*) Der schleswig-holsteinische Krieg zählte zwei St. Pauls unter seinen Opfern, zwei Brüder: der eine war der Oberstlieutenant v. St. Paul (früher Major im Alexander-Regiment) der vor Fridericia durch eine Kanonenkugel fiel, der andere war der unsere, der den Folgen seiner Idstedter Verwundung erlag.

darf, so wahr Du mein Freund bist. Du bist der Einzige, dem ich mich in dieser Lage decouvriren kann. Ich bin hier in der Hausvogtei wegen einer Schuld im Personal-Arrest. Bis jetzt weiß Niemand davon, auch nicht meine Eltern. Ich habe die Hoffnung, morgen wieder loszukommen, bin aber für den Augenblick in der größten Noth, da ich keinen Pfennig Geld habe, nicht einmal um Papier zu meiner Korrespondenz mit dem Gläubiger anzuschaffen, und die Beamten sind Harpagons die nichts umsonst thun. Bitte, bringe mir doch 1 Thaler hierher, den Du vorher in einer Kassenanweisung in ein Couvert legen und dann hier in der Hausvoigtei (am Schinkenplatz) unter meiner Adresse abgeben mußt. Du brauchst nur nach dem Stadtvogtei-Inspektor Stephan zu fragen. Ich setze kein Wort hinzu und zweifle keinen Augenblick, daß Du mir sogleich die Bitte erfüllen wirst. Du mußt aber das Billet selbst hier abgeben. Dein Freund

St. Paul."

Und eine Woche später.

„Berlin, Neue Königstraße 58. Sonnabend Mittag. Alter Freund, meine Erlösungsstunde hat heute nach einer fast fünfwöchentlichen Klausur geschlagen. Meine Gläubiger haben sich mit der Garantie meines Bruders, meine Schulden bezahlen zu wollen, zufrieden erklärt.

Vielleicht tritt jetzt, nach vielen Stürmen, eine Windstille für mich ein, und ich komme schließlich auf meine

eigentliche Bestimmung zurück. An den Kern konnten alle diese Externa nicht herankommen, Geist und Gemüth sind frisch und alle Püffe haben nur dazu gedient, den Hochmuthsteufel und manchen andern dummen Teufel hoffentlich radikal aus mir auszutreiben. Ich habe großes Verlangen nach Dir, lieber Bruder, und möchte mit Dir manches besprechen.

Vielleicht können die Thiergartenspaziergänge noch einmal beginnen; ich würde Dir manche Anregung und manchen Stoff liefern können, vielleicht jetzt mehr als vordem. Vorgestern habe ich — und hinter den Gittern will das etwas sagen — einige Reime gemacht und lege sie Dir hier bei. Du siehst, die Katze läßt das Mausen nicht und der Poet in mir läßt sich nicht todt machen. Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Du mich morgen in meiner obengenannten Wohnung aufsuchst. Aus begreiflichen Gründen mag ich nicht gerade jetzt nach Deiner Wohnung kommen. Kannst Du jedoch nicht, so schreibe mir eine Zeile und gieb mir ein Rendez-vous an, wo wir uns treffen können, etwa bei den Zelten oder sonst wo im Thiergarten. Erfülle die Bitte Deines Freundes St. Paul."

So die zwei ersten Briefe, die sich mit dem Briefschreiber selbst und seiner Misere beschäftigen.

* * *

Wichtiger aber, weil über die Charaktere der drei Freunde: Scherenberg, Widmann und Orelli (besonders über

den des letzteren) Aufschluß gebend, ist der **dritte** Brief, der voll Zerknirschung und doch zugleich auch in dem Gefühle geschrieben wurde: „So schlimm Ihr mich machen mögt, ich bin der Schlimmste nicht. Fegt lieber vor eurer eignen Thür.“

Der Brief selbst aber lautet:

„Orelli, mein lieber Scherenberg, hat mich gestern geradezu mißhandelt und mir zugleich einen Zug von **Dir** mitgetheilt, der mir den schmerzlichen Beweis liefert, daß ich mich über Dich getäuscht habe. Die Sache ist die: Ich war vorgestern Abend bei O. Er sprach von dem Entwickelungsgange, den er genommen und von seiner Mission. Ich hörte mit der Theilnahme zu, die man jedem ernsten Streben zollt. Nachdem er lange gesprochen, sagte ich ihm ‚**mein** Gang sei ein anderer gewesen‘ und setzte hinzu: ‚Gott habe mir vielen Glauben mit in die Wiege gelegt, vielleicht mehr als **ihm**; um so verdienstlicher aber sei sein Kampf.‘ Genug, ich meinte damit, meine Werke hielten nicht Strich mit meinem Glauben; ich demüthigte mich innerlich vor ihm, obgleich ich nicht zu beurtheilen vermag, wie weit es mit seiner Reinheit gediehen ist.

„Das alles war **vorgestern** bei Orelli selbst.

„Gestern nun waren wir zusammen in den Zelten. Plötzlich nimmt das Gespräch eine andere Wendung, bei der er mir sagt: ‚Sie haben keine Spur von Liebe in sich, Sie sind ein ganz eitler Mensch, sonst hätten Sie mir

gestern nicht gesagt, Sie hätten mehr Glauben, als ich. Sie haben das offenbar nur gethan, um mich zu ärgern!' Das hieß denn doch einfach, mich todtschlagen, das hieß mich zum Scheusal machen. Denn was ist ein Mensch ohne Liebe! Gram über eine solche tiefe Verkennung machte mich warm und ich drang auf Beweise. Da sagte er mir: ‚Sie sind ganz schlecht und durchaus lügenhaft; Sie haben an Scherenberg einen Brief geschrieben, den er mir gezeigt hat und ihm ein Gedicht mitgeschickt, blos um ihm etwas vor zu machen.' Ich sagte hierzu kein Wort und bemerkte nur, daß mir Verstellung, Pfiffigkeiten und krumme Wege fremd seien; was ich Dir geschrieben, sei wahr gewesen und das beigeschlossene Gedicht hätt' ich den Abend vorher im Finstern und im Gefängniß gemacht. Orelli ließ sich aber nicht abbringen und fuhr fort: ‚er, Du, Widmann und viele andere hielten mich für weiter nichts als einen Schauspieler, alles was ich schriebe wäre Selbstbespieglung und Eitelkeit.' Als ich ihn darauf fragte, was ihn und die Freunde veranlassen könne, mit einem so verworfenen Menschen umzugehen, gab er mir zur Antwort: ‚Ihr wüßtet alle recht gut, was ihr an mir hättet; ihr nehmet mich eben einfach als einen Schauspieler.' Also Schauspieler und immer wieder Schauspieler! Ach, mein lieber Scherenberg, willst Du Dich nicht absichtlich dagegen verschließen, so mußt Du, gerade Du doch wissen, wie's mit meiner Schauspielerei steht. Du bist lange mit mir umgegangen, lange bevor wir Orelli kennen lernten, und wirst mir das Zeugniß aus-

stellen, daß mich nie die Dinge dieser Welt, sondern im tiefsten Herzensgrunde nur immer das Ein und Alles beschäftigt hat und daß ich allezeit ein Suchender gewesen. Erinnere Dich an unser früheres tägliches Zusammensein. Hast Du jemals ein Schwanken, eine Untreue im Geist an mir bemerkt? Ist das mit dem Briefe so, wie mir Orelli gesagt, so zeigt sich darin etwas von niedriger Gesinnung, auch an Dir. Orelli war ruhig gestern, ich heftig; er wußte sich viel damit und sagte mir's. Aber der Henker ist auch ruhig, wenn er rädert.

Ich bin vielleicht der unter Euch, der, meines Wollens unerachtet, am tiefsten im Irdischen steckt, aber was speziell Orelli betrifft, der hat sicher einen schweren Kampf zu kämpfen und hat viel, sehr viel zu überwinden. Er richtet hart, er sieht nicht mit dem Blick der Liebe, des Vertrauens in die Menschen, und erträgt unter uns allen am wenigsten die Wahrheit. Weder Du noch ich können ihm sagen, was wir wollen und wie wir's doch einem ganz freien Menschen gegenüber zu thun in der Lage sein müßten; aber wir thun es *nicht*, um Verstimmung zu vermeiden. Er trägt noch ein ungeheures Stück Welt mit sich herum. ‚*Dahin* hab' ich es wenigstens gebracht', sagte er noch gestern zu mir, ‚daß sich im Tunnel jeder vor mir beugt; wenn ich spreche, wird alles still.' Und dergleichen mehr. Du weißt, wie mißlich es sein würde, darauf irgend etwas erwidern und ihm klaren Wein einschenken zu wollen. Und was bei *ihm* superfin ist, ist bei *Widmann* einfach wahnsinnige Eitelkeit.

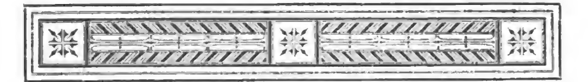
Erinnere Dich, als er zu uns sagte: „Wenn ich wollte, könnt' ich morgen Oberpräsident sein." Als ob das übrigens etwas wäre! Wahrhaftig, es wär' eine Grausamkeit gewesen, ihm darauf ernsthaft zu erwidern. Aber lassen wir Widmann. Auch Orelli ist noch lange nicht so weit wie er glaubt, sonst müßte er unbefangener in die Menschen sehen. So warf er mir gestern beispielsweise vor, „daß ich mit den Menschen herzlos spielte". Ich hatte nämlich mit dem Kellner über Politik gesprochen und ihn gefragt, „ob er zu den Rothen gehöre", bei welcher Gelegenheit ich das Kriegsgericht mit seinen Urtheilen über rothe Federn lächerlich machte. Nun, ob das klug und passend war, kann fraglich sein, aber daß man mit Kellnern eben so gut über Politik sprechen kann, wie mit Orelli, sollt' ich doch meinen. Daß dies in der Form des Humors geschah — was kann ich dafür? Orelli meint aber, ich hätte einen bösen Humor, einen Humor, der nur die Menschen kränken und verspotten wolle, lediglich zu dem Zweck, um meiner Eitelkeit eine fête zu geben. Hast auch Du das Gutmüthige meines Humors nicht erkannt, so will ich glauben, daß ich böse bin und will wirklich daran arbeiten, um in Zukunft mit mehr Nüchternheit zu sprechen. Ich weiß aber, daß mir hierin Unrecht geschieht und weiß auch, daß ich nie gekränkt habe, wo ich nur einigermaßen Verständniß für diese meine Form des Ausdrucks fand. Und dies Verständniß findet man im Volke mehr als die Schulweisheit glaubt. Orelli erkennt aber in der Natur eines andern nichts Originelles und Gegebenes an. Lebewohl! Dein St. Paul."

Dieser Brief St. Paul's überhebt mich der Aufgabe, meinerseits noch charakterisierend aufzutreten, sei's in Bezug auf Widmann und Orelli (deren schwache Punkte hier richtig erkannt und betont werden), sei's mit Bezug auf St. Paul selbst.

Wenn hinsichtlich dieses Letzteren noch etwas gesagt werden sollte, so würd' es im Wesentlichen auf das hinauslaufen, was ich im Eingang zum zehnten Kapitel, und zwar anknüpfend an die Gestalt Friedrich Rohmers, über die „Titaniden" der 30er und 40er Jahre gesagt habe. Neben dem Hange, Religionen zu stiften und ein erneuter und verbesserter Christus zu sein, liefen Cynismus und Debaucherie. Meist bei denselben Personen. Alle „Titaniden" gefielen sich in den krassesten Gegensätzen. Nur ein Beispiel. Ludwig Buhl, wenn er halbe Stunden lang für Abschaffung der Ehe plaidirt und das Heil künftiger Generationen an Bedingungen geknüpft hatte, die sich mit Rücksicht auf den Sittlichkeitsparagraphen auch nicht einmal andeutungsweise hier wiedergeben lassen, unterbrach sich oft inmitten solcher Ungeheuerlichkeiten, um seinen Zuhörern mit plötzlicher Herzensbewegung zu versichern, „daß ein lautrer Wandel und Sittenreinheit doch schließlich das Einzige seien, was das Leben werth und schön mache."

Ganz dieser Gruppe zugehörig war auch St. Paul; er wälzte sich, wie Widmann in einem vorcitirten Briefe schrieb, „in den Träbern" und enthusiasmirte sich doch gleichzeitig für Herz, Ascese und Liebe.

Und Beides war echt.



Fünfzehntes Kapitel.

Meine persönlichen Beziehungen zu Scherenberg.

Um meine persönlichen Beziehungen zu Scherenberg zu schildern, hab' ich zunächst auf das Jahr 1844 zurückzugreifen. Um diese Zeit trat ich in den Tunnel und machte seine Bekanntschaft. Strachwitz hatte kurz vorher Berlin verlassen, Geibel sein Zelt unter uns noch nicht aufgeschlagen, und so war denn Cook, wie seiner Zeit erzählt, der unbestrittene Tunnel-Herrscher und um so mehr vielleicht, als er diese Herrschaft nie geltend machte, wovor ihn ebenso seine Klugheit wie seine Herzensgüte bewahrte.

Das Wohlwollen, das er Jedermann bezeugte, kam auch mir zu Gute; waren doch Neid und Spott Dinge, die seiner edlen Natur durchaus fern lagen. Allen jüngeren Mitstrebenden gegenüber, erwies er sich verbindlich und anerkennend, und erleichterte speziell auch mir mein Heimischwerden und Wurzelfassen in der Gesellschaft.

Daß ich ihm dafür aus ganzem Herzen gedankt hätte,

kann ich leider nicht sagen, ich blieb kühl und darf mir doch andererseits keinen Vorwurf daraus machen, damals solche Kühle gezeigt und mich nur zögernd (wenn überhaupt) vor seinen Triumphwagen gespannt zu haben. Rund heraus, ich konnte der Bewunderung nicht folgen, die dem „Lieblinge“ von allen Seiten her gezollt wurde, bei welcher Gelegenheit ich übrigens bemerken möchte, daß es auch später Eintretenden, unter ihnen namentlich Paul Heyse, nicht besser erging. Es war eben nöthig den ganzen Scherenberg zu kennen, um ihm und seinem Talente gerecht zu werden. Sah man sich aber umgekehrt auf Einzelnes angewiesen, auf Einzelnes, das oft sehr zu wünschen übrig ließ, so rieb man sich die Stirn und kam in eine leise Verstimmung, sich fragend, „ob es einem selber oder aber den anderen an Urtheil gebräche?“

So war und blieb meine Stimmung durch drei Jahre hin, von 44 bis 46, um welche Zeit Scherenberg in der That nur sehr Mäßiges leistete. Seine guten und bedeutenden Sachen waren entweder schon vorher geschrieben oder folgten in einer späteren Epoche nach, während er in der Mitte der 40er Jahre in einer Art Mauserung begriffen war, die für den Tunnel nur Nebensächliches abfallen ließ. Ich habe denn auch noch deutlich in Erinnerung, daß ich mich zum Ensetzen einiger seiner Enthusiasten auf einem Tunnel-Heimwege dahin äußerte „der sentimentale Scherenberg sei mir einfach zu sentimental, und was nun gar den humoristischen angehe, so sei das nach dieser Seite hin von ihm Geleistete, eigentlich nur Beobachter an der Spree-

Poesie. Das in seinem Humor alles feiner und esprit-voller appretirt werde, dies zu bestreiten, falle mir nicht ein, aber ich würde dieser Appretur nicht froh. Alle seine Geistreichigkeiten kämen mir hypergeistreich vor und gereichten mehr dem umgänglich unterhaltenden Menschen als dem Poeten, mehr seiner Conversation und Gesellschaftlichkeit als seiner Dichtung zur Ehre."

So damals.

Und die Wahrheit zu gestehen, denk' ich über die jener Zwischenzeit angehörigen Hervorbringungen seiner Muse heute noch eben so. Meine Bekehrung kam erst, als ich sein Ligny und Waterloo, ganz besonders aber die groß und leidenschaftlich empfundenen Dichtungen seiner früheren Epoche kennen lernte. Das stand aber noch weit aus und bevor diese Zeit da war, sah ich mich in meinen Zweifeln eher bestärkt als herabgemindert, wozu noch ganz besonders eine Begegnung beitrug, von der ich in Nachstehendem erzählen möchte.

* * *

Winter 45 auf 46 war es, daß ich unsren Dichter nicht blos mehr im Tunnel, sondern auch in Gesellschaften traf. Unter anderen bei B. v. Lepel. Dieser war um die genannte Zeit Offizier im Franz-Regiment und bewohnte zwei Zimmer in der jetzt ohne Weitres als Spukhaus zu bezeichnenden alten Franz-Kaserne, vor der einem freilich auch damals schon ein leiser Grusel befiel, wenn man, bei

zufälliger Passirung der Neuen Friedrichstraße, zu dem furchtbaren alten Adler über dem Eingangs-Portal hinaufsah. Unmittelbar links neben diesem Adler, so daß man vom Fenster aus die Flügel desselben packen konnte, lagen Lepel's Zimmer, die, wie herkömmlich, von einem Offiziersburschen in Ordnung gehalten wurden. Der 45er Bursche hieß „König", der 46er „Volk", was immer bespöttelt und auf ein verstecktes Gothanerthum — das übrigens seinem Namen nach damals noch gar nicht existirte — gedeutet wurde. Die Burschen hatten keinen leichten Dienst, was daher kam, daß das Lepel'sche Wohnzimmer nicht blos eine Lieutenantsstube, sondern auch ein Duodezmuseum war, in dem sich so ziemlich alles beisammen befand, was der Bewohner desselben von seinen verschiedenen italienischen Reisen mit heim gebracht hatte. Vor dem von Epheuwänden flankirten Trumeau stand ein Tischchen mit der „Venus von Medici", zu deren Seiten rechts und links, wie Drachen zu Füßen einer Heiligen, zwei riesige Haarbürsten lagen. In solchen über alles Conventionelle sich kühn hinwegsetzenden Zusammenstellungen, bewegte sich die ganze Zimmereinrichtung und während ein Ajax von der Ofenecke her auf ein grüngeblümtes Schlafsopha niedersah, sah ein auf niedriger Console stehender Faun zu dem Amor und Psyche-Relief hinauf, das sich friesartig über dem Klaviere hinzog. Alte Pistolen, Theebüchsen und Eau de Cologne-Flaschen vollendeten das Arrangement.

Und doch, wie viel glückliche Stunden hab' ich in dieser

ganz nach Künstler- und Poetenart ausgestatteten Kasernenstube zugebracht, in der nicht blos Mitternacht, sondern oft auch der nächste Morgen herangewacht wurde.

Schon die Vorbereitungen zu diesen Plauderabenden waren ganz apart. Aus der mittleren Stadt von einem Besuch oder einem gemeinsamen Spaziergange heimkehrend, wurden in der Königsstraße von dem liebenswürdigsten der Wirthe kleine Leckerbissen allerpersönlichst eingekauft, um daheim die Tugend der Gastlichkeit bis zum Extrem üben zu können. Erleichtert wurden ihm diese sonst lästigen Einkaufsproceduren dadurch, daß er, weil selber ein Italianissimus, mit der gesammten, aus dem Engadin stammenden Schweizerconditorei-Welt auf einem geschäftlich-freundschaftlichen Fuße lebte, vor allem mit „Courtin neben der Post“ und einem in demselben Hause befindlichen Italiener, aus dessen Laden Sardinen, Feigen und Datteln und last not least, eine feinste Sorte von Peccoblüthen entnommen wurde. Denn wir verstanden uns bereits auf Thee, was in dem damaligen Berlin nicht viel weniger bedeutete, wie Verse machen können. Der große Militairmantel mit seinen zwei Taschen ermöglichte das Unterbringen all' dieser Herrlichkeiten und um die neunte Stunde traten wir von der dunklen und von wer weiß wie viel Grenadiersohlen längst abgelaufenen Treppe her in das vordere Zimmer ein, wo die Lampen und Lichter schon brannten, und auf einem weißgedeckten Tisch eine Rubinglas-Schale mit einem aufgethürmten Zuckerberge stand.

Und nun fielen wir in die bequemen aber niedrigen Fauteuils, und während Ajax von seiner Ofenecke, der tanzende Faun aber von seiner Console her auf uns niedersah, wurd' ein Akt aus Niccolinis Arnoldo da Brescia oder ein Gesang aus dem Inferno gelesen, wenn wir nicht unsren eignen Terzinen, an denen nie Mangel war, vor denen des großen Florentiners den Vorzug gaben. So ging es bis Mitternacht. Ueberkam mich dann eine plötzliche Müdigkeit, so wurde der Thee zunächst nur stärker gemacht, bis sich, wenn auch das versagte, der nicht blos gegen alle Schwachheit gefeite, sondern zum Ueberfluß auch noch mit allen möglichen Talenten ausgerüstete Wirth am Klaviere niederließ, um hier, unter Ziehung des Pedals, mir ins Gewissen hinein zu citiren: „Wo bist Du, Faust, des Stimme mir erklang" und damit unerbittlich fortzufahren, bis ich bei dem fortissimo vorgetragenen Schlußzuruf: „Ein furchtsam weggekrümmter Wurm" aus meiner Schlaftrunkenheit wieder auffuhr.

So verliefen die Zusammenkünfte wenn wir allein waren, aber öfter noch waren es Gesellschaftsabende, zu denen, außer einigen Regiments-Kameraden, auch eine Tunnel-Elite geladen zu werden pflegte. Denn Lepel rivalisirte damals mit dem Friedberg'schen Hause darin, daß er die talentvolleren Vereinsmitglieder nach stattgehabter Sitzung auch noch gesellschaftlich um sich versammelte.

Neben dem jüngeren Gaudy, der später (1866) als Oberstlieutenant im Franz-Regiment bei Alt-Rognitz fiel,

waren es vorzugsweise Werner Hahn, Boßhart, Widmann und Orelli, deren nähere Bekanntschaft ich um jene Zeit machte, während ich andere, die nicht dem Tunnel als solchem, wohl aber dem damaligen literarischen Berlin angehörten, überhaupt erst in diesem Lepel'schen Kreise kennen lernte.

Zu diesen Letztern gehörte Baron A. v. Sternberg, der, eben damals auf der Höhe seines Ruhmes stehend, als Berliner Novellist eine Rolle spielte. Nicht mit Unrecht. Ja, sein Talent war derart, daß er bei mehr Anstrengung und weniger Depravirtheit etwas Hervorragendes hätte leisten müssen. Sein Dünkel freilich war grenzenlos und wurde dadurch nicht acceptabler, daß er ihn stark durch die aristokratische Küpe gezogen hatte. Von Seiten Lepels, mit dem er sehr gut stand, waren wiederholentlich Versuche gemacht worden, ihn für den Tunnel zu gewinnen, was Sternberg aber jedesmal mit dem Bemerken abgelehnt hatte: „Nein, lieber Lepel. Und um was auch? Ich bin jetzt wohl oder übel ein gefeierter, jedenfalls ein gern gelesener und gut bezahlter Schriftsteller. Welche Veranlassung könnt' ich haben, mir in Ihrem berühmten Tunnel durch einen jungen Studenten oder Commis (denn auch derlei haben Sie ja) mit bewährter deutscher Biedermannsmiene versichern zu lassen, daß meine Novellen nichts taugten. Ich liebe dergleichen nicht. Aber auch, wenn ich persönlich darüber hinsehen wollte, Buchhändler X. oder Y. würde schwerlich ein Gleiches thun, sondern höchst wahrscheinlich auf den Einfall

kommen, mir meine Honorare beschneiden zu wollen. Und nach der Seite hin bin ich empfindlich." In diesem Tone sprach er gern, und ich selber — freilich nicht ohne Schuld — fiel einmal seinem Sarkasmus als Opfer, als ich ihm über den Tisch hin von einem jungen Schriftsteller erzählte, „der mir am Tage zuvor mit einem dicken Manuskript, ‚also sehr wahrscheinlich mit einem Roman' unterm Arm, in der Friedrichstraße begegnet sei." Sternberg fühlte den Lyriker-Hochmuth sofort heraus und replicirte mit schneidendem Hohn: „es können schließlich auch lyrische Gedichte gewesen sein."

Aber zurück zu Lepel und seinen Abenden.

An einem dieser Abende war es, daß ich, wie schon angedeutet, in eine gewisse gesellschaftliche Beziehung zu Scherenberg trat, der durch den gerade damals in Berlin anwesenden Geibel aufgefordert worden war, eins seiner Lustspiele vorlesen zu wollen, „am besten bei Lepel in der Kaserne." Was denn auch ohne Weiteres acceptirt worden war.

Und nun saßen wir 8½ Uhr zu Dritt zusammen: Geibel, Lepel und ich, und warteten auf den Vorleser. Er schien uns aber in infinitum weiter warten lassen zu wollen. Endlich gegen 10 Uhr kam er zu Fuß von der Bendlerstraße her angewirbelt und entschuldigte sich damit, daß er mit der Umarbeitung des Stückes, trotzdem er sich schon gestern daran gemacht habe, nicht eher fertig geworden sei. Ja, das Stück sei sein Schmerzenskind, oder doch das

Kind seiner besonderen Müh und Sorge, denn diese letzte Bearbeitung sei bereits die vierzehnte. Geibel lachte herzlich. Ob er's glaubte, weiß ich nicht. Gleichviel, alles was der so spät Erschienene sagte, wurde in einer nervösen Erregung gesprochen, während welcher er sein Manuskript immer wieder auf- und zurollte. Von Behaglichkeit keine Rede. „Nun aber anfangen" kommandirte Lepel. Und die Venus von Medici sammt ihren zwei borstigen Schildhaltern vom Spiegeltisch herabnehmend, erhob er diesen, mit zwei Leuchtern darauf, zum Vorlesertisch.

Und wirklich, keine drei Minuten mehr, so hatte Scherenberg, der sonst der Mann der Einleitungen und Commentare war, seine Vorlesung begonnen und jagte ventre à terre durch alle fünf Lustspielakte hin. Ich glaube nicht, daß es länger als eine Stunde dauerte. Als er fertig war, sahen wir uns an und wußten nicht was wir sagen sollten, denn alles, was wir gehört hatten, erschien uns als ein absolutes Nichts. Der ganze Witz, wenn ich die Sache noch recht im Gedächtniß habe, lief darauf hinaus, daß die Hauptperson beständig die Versicherung abgab: „ich heiße anders", was einmal über das andere zu sonderbaren Mißverständnissen führte, weil der Betreffende wirklich „Anders" hieß. Mit anderen Worten, ein höchst kümmerlicher Kalauer war zum Drehpunkt eines fünfaktigen Stückes gemacht! Unsere Verlegenheit wäre grenzenlos gewesen, wenn uns nicht Scherenberg selbst aus ihr befreit hätte. Sein Manuskript rasch wieder zusammen rollend, schwor er hoch und

theuer, auf der Stelle wieder nach Hause zu müssen und brach auch wirklich auf, ohne an dem kleinen Souper, das folgte, theilgenommen zu haben. Lepel machte den Versuch, alles „auf Genialität" hin auslegen zu wollen, was ihm dem unendlich gütigen und von allen Menschen immer das Beste glaubenden Geibel gegenüber, auch sehr wahrscheinlich gelang, ich meinerseits aber sprach ziemlich ungenirt von „Verrücktheit" und „Komödiantenkram."

Auch dieser Abend also hatte mich weder dem Menschen noch dem Dichter näher geführt. Eher das Gegentheil. Und so blieb es noch Jahre lang, bis der Winter 49 auf 50 endlich Wandel schaffte.

* * *

Zu dieser Zeit bereitete Scherenberg die zweite Auflage seiner Gedichte vor, die, fast um das Doppelte vermehrt, nicht mehr bei Enslin, sondern wie Ligny und Waterloo bei A. W. Hayn erscheinen sollte. Von Anfang an, oder mit anderen Worten so lang er dem Tunnel angehörte, hatte sich unser Poet daran gewöhnt, alles was von seinen Dichtungen in die Druckerei ging, entweder Friedberg oder W. v. Loos zur letzten Begutachtung bezw. zur Correctur vorzulegen, und weil sich's traf, daß im Winter 49 auf 50 H. Friedberg als Oberstaatsanwalt in Greifswald, W. v. Loos aber als Militair-Attaché bei der Pariser Gesandtschaft fungirte, so fragte Scherenberg bei mir an, ob wir nicht die Durchsicht und „letzte Feile" der der Sammlung neu

einzuverleibenden Gedichte gemeinschaftlich vornehmen wollten? Ob er dabei wirklich ein Vertrauen zu meinem kritischen Gefühl oder blos die nur zu berechtigte Vorstellung hatte, daß es „wenn nichts helfen, so doch schließlich auch nichts schaden könne" mag dahingestellt bleiben, jedenfalls ging ich damals mit großer Freudigkeit auf den mir schmeichelhaften Vorschlag ein und kam dadurch in die glückliche Lage, Scherenberg ein paar Wochen lang täglich bei mir erscheinen zu sehen. Auf eine pointiliöse Durchsicht der Gesammtheit der neu aufzunehmenden Gedichte wurde von vornherein verzichtet, dafür aber alle Kraft und Zeit auf einige derselben, und zwar insonderheit auf das lange Schlußgedicht: „Abu Abdallah el Zogoibi, der letzte Mauren-König" concentrirt. Dasselbe zählt zu Scherenberg's schönsten Arbeiten und wird, wenn überhaupt, nur von ganz Wenigem noch übertroffen, was er geschrieben hat. Ich darf ihm dies Zeugniß hier ausstellen, ohne damit einen heimlichen Kratzfuß gegen mich selbst zu machen, denn die damals von mir bei Seite gelegten und jetzt einen Erinnerungsschatz für mich bildenden Correcturbogen lassen mich nur zu deutlich erkennen, wie vollkommen überflüssig, wenn nicht geradezu schädlich, all die „Verbesserungen" gewesen sind, die während der Durchsicht durch mich beliebt und seitens des superioren und über mein Besserwissen vielleicht lächelnden Dichters acceptirt wurden.

Diese zunächst dem Maurenkönig Abu Abdallah, aber doch auch anderen Dichtungen geltenden Correcturen, die wir

abwechselnd Vor- und Nachmittags auf einem hochlehnigen und fussligen Chambre-garni-Sopha, bei sehr mäßigem Mokka und versteht sich in eine riesige Tabaksdampfwolke gehüllt, vornahmen, veränderten sehr rasch meine Stellung zu Scherenberg, dessen beste Sachen ich nun erst einsah, und führten dahin, mich aus einem Antagonisten in einen aufrichtigen, wenn auch noch immer nicht unbedingten Verehrer umzuwandeln. Aus welcher Umwandlung dann wiederum resultirte, daß ich, als es sich bald danach um eine Scherenberg-Biographie für die damalige Preußische (Adler-) Zeitung handelte, mit Abfassung derselben betraut wurde. Den Stoff dazu konnt' und wollt' ich nur persönlichen Mittheilungen des Dichters selbst entnehmen, der mir denn auch auf längeren und kürzeren Spaziergängen, am häufigsten aber in meiner intensiv prosaisch zwischen Charité und Thierarzneischule gelegenen Wohnung allerlei Schilderungen aus seinem Leben machte, dabei mit Vorliebe bei seinen Magdeburger Tagen, dem Donatair-Prozeß und seiner zu wesentlichem Theile durch seine Schuld unglücklichen ersten Ehe verweilend. Alles oder doch das meiste, was ich in dem entsprechenden Kapitel über diese Dinge mitgetheilt habe, stammt aus solchen, im Frühjahr 1850 mit ihm geführten Gesprächen. Er war dabei vorsichtig und offen zugleich und überraschte mich mehr als einmal durch die Thatsache, daß er mir Dinge mittheilte, die vielleicht besser verschwiegen und dann wieder Dinge verschwieg, die vielleicht besser erzählt worden wären.

Wie die nach diesem Material damals von mir entworfene Lebensskizze den Dichter berührt hat, hab' ich nie gehört, doch kann der Eindruck kein allzuschlechter gewesen sein, weil er mir nicht nur seine Freundschaft erhielt, sondern mir bald danach auch einen besonderen Beweis derselben gab. Er vermittelte nämlich, als es sich in eben jenem Sommer um die Herausgabe meiner ersten patriotischen Gedichte handelte, meine persönliche Bekanntschaft mit dem damals auf seiner Verlegerhöhe stehenden A. W. Hayn, an den ich schon vorher durch L. Schneider brieflich empfohlen worden war.

* * *

Der Tag, der zu dieser persönlichen Bekanntschaft führte, steht mir noch deutlich vor der Seele. Scherenberg, der, von mir aus gerechnet, auf halbem Wege wohnte, hatte mich gebeten, ihn von seiner Bendlerstraßen-Ecke her abzuholen, und so pilgerten wir an einem heißen Sonntag Vormittage nach Schöneberg hinaus, wo Hayn eine Sommerwohnung hatte.

Die lange Potsdamer Straße, die damals in ihrer Langweiligkeit und Oede wo möglich noch länger war als jetzt, wollte kein Ende nehmen und um so weniger, als das Gespräch zwischen uns beständig stockte. Scherenberg, sonst ein Causeur comme-il-faut, schwieg sich aus, und war, obschon er mir das Anerbieten meiner persönlichen Einführung bei Hayn aus freien Stücken gemacht hatte, ganz

ersichtlich verlegen, sei es, weil er meiner Haltung oder der Hayns mißtraute. So still neben einander hertrottend, kamen wir endlich an, und traten, als man uns gesagt hatte „daß der Herr Kommissionsrath in seinem Pavillon sei" von dem schattigen Flur her in einen halb herrschaftlichen, halb bäuerlichen Garten, von dem ich (vielleicht irrthümlich) nur noch die Vorstellung einer grandiosen Anhäufung von Feuerlilien und Kaiserkronen bewahrt habe. Hayn selber, wie hier vorausgreifend bemerkt werden mag, war ein Gemisch von beiden.

Und nun hielten wir vor einem Gartenhäuschen, in dessen offenstehende Thür die Sonne nicht nur grell einfiel, sondern auch eine ganz im Hintergrunde stehende Gestalt von der einen Seite her beleuchtete. Diese Gestalt war A. W. Hayn. Er hatte, wie nicht geleugnet werden soll, etwas in seiner Art Imponirendes und erinnerte mich lebhaft an die Generäle mit Pontac-Nasen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I., deren Portraits man bis diese Stunde noch im Feldmarschallssaale des Lichterfelder Cadettencorps bewundern kann. Dieser Eindruck des generalhaft Imponirenden erlitt auch weder durch den langen Schlafrock den er trug, noch durch eine neben ihm stehende Weißbierstange sonderlichen Abbruch, vielmehr überwand seine Persönlichkeit all diese Bourgeois-Attribute leicht und siegreich und schuf den momentan aufsteigenden Hang zum Lachen immer wieder in ein aufrichtiges Angstgefühl oder doch mindestens in den Wunsch um, aus diesem Löwenzwinger erst wieder heil her-

aus zu sein. Er war eben der typische Cholericus mit Anlehnung an Apoplexie, lauter Dinge, denen ich, als Bittsteller, weder Trost noch Behagen entnehmen konnte.

Was nun gesprochen wurde, hab' ich im Einzelnen vergessen, trotzdem es sich um die Herausgabe meiner ersten Gedichte handelte; so viel aber ist mir mit Sicherheit in Erinnerung geblieben, daß mein Name nur sehr selten, der Scherenbergs dagegen in einem fort und allemal in einem baßtiefen Bewunderungston genannt wurde. Nie war ich mir kleiner vorgekommen; ich schämte mich auf der Welt zu sein. Endlich aber wurden wir entlassen: ich de haut en bas, Scherenberg unter erneuten Huldigungen.

Auf dem Heimwege gelang es uns, mittels Rekapitulirung einiger orakelhafter Sätze, wenigstens so viel festzustellen, daß ich aufgefordert worden war, an die Verlagshandlung zu schreiben und unter Einsendung des Manuskripts mein „Anliegen und meine Honorarbedingungen" vorzutragen. Und demgemäß verfuhr ich denn auch, siegelte meine zu jener Zeit die bescheidene Zahl acht nicht übersteigenden patriotischen Gedichte (von denen die Mehrzahl kurz vorher im L. Schneider'schen Soldatenfreund abgedruckt worden war) ein, und fügte, wie mir aufgetragen, meinem Begleitbriefe meine Honorarforderung bei. Diese belief sich auf acht Louisdor.

Statt erwarteter brieflicher Antwort, erschien zwei Tage später ein Abgesandter der Handlung in Person, der sich beauftragt erklärte, die Sache mündlich mit mir zu regeln.

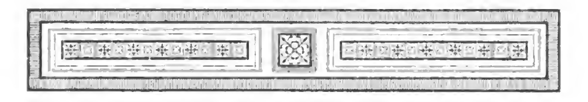
Ich sehe noch den merkwürdigen „coup d'oeil de l'aigle“, mit dem dieser Abgesandte schon von der Thür her meine Zimmer-Einrichtung musterte, dabei sofort erkennend, daß es im vorliegenden Falle gefahrlos sein würde, die Honorarforderung einfach auf die Hälfte herabzusetzen. Er hatte sich denn auch nicht getäuscht, und nach gegenseitiger Anlächlung, er spöttisch, ich verächtlich, nahm ich seine vier Louisdor in Empfang. Sie brannten mir aber doch in der Hand.

Eine halbe Woche später fand sich Scherenberg bei mir ein, um anzufragen „wie's stehe?“ Und siehe da, die Vier-Louisdor-Geschichte war kaum erzählt, als ein Briefträger eintrat und mit der bekannten, der Wichtigkeit des Moments entsprechenden Feierlichkeit einen Geldbrief bei mir abgab, dessen Aufschrift mich den Absender unschwer errathen ließ: L. Schneider. Und wirklich, so war es. Der Brief selbst aber lautete: „Von den acht patriotischen Gedichten, die Sie, lieber Lafontaine, die Freundlichkeit hatten, auf meinen Wunsch und vor einiger Zeit schon an mich gelangen zu lassen, sind sechs und zwar der alte Derfflinger, der alte Ziethen und der alte Dessauer, sowie Schwerin, Seydlitz und Keith mit zusammen 280 Zeilen im Soldatenfreunde zum Abdruck gekommen. Da das Honorar, das der Soldatenfreund zahlt, einen halben Groschen pro Zeile beträgt, so bitte ich im Beifolgenden Ihnen die Summe von 4 Thaler 20 Groschen als Ge-

sammtbetrag übersenden zu dürfen. Ihr herzlich ergebener Campe de Caraïbe, vulgo L. Schneider.

Ich schob Scherenberg den Brief hin und sagte: „Sehen Sie, Cook, so hängt Gewicht sich an Gewicht. Zweimal in einer Woche das große Loos. Wahrhaftig, ich werde schließlich noch ein Rothschild oder irgend ein anderer General-Geldscheffelmeister werden.“

Es sollte heiter und aufgeräumt klingen, klang aber wohl recht bitter, denn Scherenberg, der auf den Punkt hin mehr als irgendwer erfahren hatte, sagte, während er mich liebevoll streichelte: „Ja, lieber Freund, das ist nun mal nicht anders. Das ist unser Weg. Wir müssen uns wohl oder übel mit unserm Schiller und der „Theilung der Erde“ trösten. Und wenn es zum Schlimmsten kommt, immer wieder Schiller: Resignation. „Auch ich war in Arkadien geboren.“



Sechzehntes Kapitel.

Scherenberg als Bibliothekar-Assistent im Kriegs-Ministerium oder „auf der Steh- und Ruhmes-Leiter" zugleich.

„Und wenn es zum Schlimmsten kommt: Resignation."

So klangen Scherenberg's Trostesworte, Worte, zu denen ihm sein eigenes Leben nur zu viel Grund gab. Auch damals noch, auf seiner relativen Höhe. Denn so reich er an Ehren und Auszeichnungen war, so reich war er nach wie vor an Armuth und Entbehrungen. Er litt, als er mir jene Worte zurief, selber unter dem Drucke schwerer, ja schwerster Unbilden und konnte sich von diesem Drucke nicht frei machen, weil er eines kleinen, ihm ausgesetzten Gehaltes für sein täglich Brot durchaus bedurfte.

Dies kleine Gehalt bezog er in seiner Eigenschaft als Bibliothekar-Assistent im Kriegsministerium. Welche Pflichten ihm hier oblagen, darüber schrieb er bei späterer Gelegenheit das Folgende. „. . . Ich soll mich über das Amt verbreiten, das ich im Kriegsministerium bekleide, so

wollen Sie's, lieber Freund, in Ihrem eben empfangenen Briefe. Wohlan, ich folge dieser Ihrer Aufforderung und bemerke nur im Voraus und zur Vermeidung von Mißverständnissen, daß alles, was ich zu klagen habe, weder das Kriegsministerium als solches, noch den Kriegsminister in Person trifft, sondern ganz andere Leute, die mit Beiden in einem losen und beinahe ließe sich sagen, in einem rein zufälligen Zusammenhange stehen. Aber verfahr' ich chronologisch. Ich weiß nur, daß sich der selige Feldmarschall Müffling, nachdem er 1845 die Bekanntschaft meiner Gedichte gemacht hatte, wohlwollend auch meiner Person annahm und Schritte beim Könige that, in Folge deren ich bei dem ihm (Müffling) folgenden und nun ebenfalls seligen Feldmarschall Boyen, damals Kriegsminister, mit einer monatlichen Remuneration von 20 Thalern angestellt oder richtiger wohl untergebracht wurde. Meine Funktionen liefen daraus hinaus, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Militärliteratur durchzusehen und dem Kriegsminister an jedem Donnerstage darüber zu referiren. Dies geschah abwechselnd schriftlich und mündlich, und wenn mündlich, allemal so, daß ich nach dem Vortrage bei Excellenz dinirte. Das waren gute Tage, die sich noch verbesserten, als mir eines Tages, nach Boyens Abgange, durch den ihm folgenden Kriegsminister von Strotha verbotenus erklärt wurde, „daß er den Flederwisch meines Pegasus nicht mehr mit Aktenstaub belasten, mich also zu meinem Heile für vogelfrei erklären wolle." So ging es

bis Anno 50, wo die Zusammenstellung einer Kriegs-ministerial-Bibliothek angeordnet und eben dieser Bibliothek in der Person eines alten Tunnelgenossen, Heinrich Smidt, ein Bibliothekar bestellt wurde. Diesem Ober-Bibliothekar ward ich als Unter-Bibliothekar beigegeben, in welcher Eigenschaft ich viele Monate lang nur dazu da war, meinem mir vorgesetzten Freunde die Titel aller vorhandenen Bücher behufs Anfertigung eines Katalogs in die Feder zu diktiren. Als aber die letzten Titel gelesen und eingetragen waren, war es absolut unmöglich für meinen Diensteifer eine neue Thätigkeit zu finden, die sich vielmehr von nun an darauf beschränkte, fünf Stunden lang im Kriegsministerialgebäude zu sitzen und zu schwitzen, ohne daß irgendwer einen Vortheil davon gehabt hätte, meinen Freund H. Smidt ausgenommen, der sich, mit jedem Tage dienstlicher geberdend, an meiner Verzweiflung und Langeweile geradezu weidete."

So Scherenberg.

Und wirklich, die Schilderungen, die diese Zeilen von seiner damaligen Lage geben, machen sich, nach dem was ich selber erlebte, keiner Uebertreibung schuldig.

Bei diesem persönlichen Erlebniß aber möcht' ich einen Augenblick verweilen dürfen.

An einem heißen Sommertage, wenige Minuten vor Schluß der Dienststunden, erschien ich, ich glaube durch Scherenberg selbst dazu veranlaßt, im Kriegsministerium, um entweder ein Buch zu holen oder eine Frage zu stellen. Ich erwartete nun nicht mehr und nicht weniger als in

einen großen kühlen Raum mit offenen Fenstern und herabgelassenen Jalousieen einzutreten und an der kühlsten und behaglichsten Stelle zwei Tunnelgenossen in einem intimen Geplauder oder vielleicht auch bei gemeinschaftlicher leichter Arbeit vorzufinden. Aber was fand ich? An einem großen Bureautische saß H. Smidt und begrüßte mich, während er in einer Registrande blätterte, mit einer Feierlichkeit, als ob er seit der letzten Tunnelsitzung, in der ich noch sehr menschlich mit ihm gesprochen hatte, zum Cardinal oder Großinquisitor herangewachsen wäre. Diese Feierlichkeit indeß war nur erstes Stadium seines Unmuths und sein immer rother werdendes Gesicht schien ernsteren Tadel über amtliche Störung ausdrücken zu wollen, als ich gleich darauf nach Scherenberg, oder, wie leider noch wahrscheinlicher, nach „Cook" fragte. Was er antwortete, weiß ich nicht mehr, wohl aber seh' ich noch in aller Deutlichkeit seinen dicken Zeigefinger vor mir, der sich in Schräglinie nach dem im Schatten liegenden Hintergrunde richtete, allwo ich gleich danach meines lieben, alten Scherenberg ansichtig wurde. Freilich nicht zu ebner Erde. Der berühmte Dichter von Waterloo stand vielmehr auf einer hohen schmalen Leiter, die bis fast an die Decke des Zimmers ging und hatte hier seine mit kurzen Leinwand-Aermeln angethanen Arme so gut es ging auf ein Repositorium gelegt, dessen zurückgeschobene Bücher ihm nunmehr ein kleines Actionsfeld für seine Schreiberei gönnten. So wenigstens schloß ich aus der Feder, die er in Händen hielt. Er

grüßte mich lächelnd von seiner Götterhöhe her und stieg dann nieder, nachdem er vorher noch einen in das Repositorium eingebohrten Dintenstecher zugeschraubt und die zurückgeschobenen Bücher wieder in die vordere Reihe gerückt hatte. Kaum daß er unten war, schlug es draußen drei. Die Stunde der Freiheit hatte somit begonnen, selbst H. Smidt fand sich ins Menschliche zurück, und in guter Laune gingen Scherenberg und ich eine Minute später auf den Leipziger Platz und die Potsdamer Straße zu.

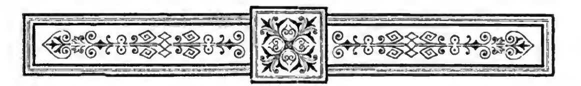
„Aber lieber Cook," hob ich an, „was machten Sie nur da oben auf der Leiter? Das ist ja das reine Seiltänzer- und Akrobatenthum. Und Sie sind doch über 50?"

„Bin ich. Aber die Leiter ist trotzdem meine Rettung. Seit mein Freund und Tunnelbruder zugleich auch mein Vorgesetzter ist, sind meine schönen Tage von Aranjuez vorüber und ich darf sagen, meine kriegsministerielle Monats-Remuneration wird mir sauer gemacht. Der gute Smidt hat einmal versichern hören, daß ein Beamter ohne Pünktlichkeit und Bureaustunden undenkbar sei. Und dieser seiner Anschauung fall' ich nun zum Opfer."

Ich war von dieser Erklärung begreiflicherweise nur halb befriedigt und fragte deshalb weiter, „warum er denn nicht wenigstens unten arbeite?" Worauf er lächelnd fortfuhr: „Seit wir mit der Bibliothek-Aufstellung fertig sind, ist absolut nichts zu thun und in dies absolute Nichts haben wir uns seit Jahr und Tag zu theilen. H. Smidt indessen ist arbeitserfinderisch, auch für mich, und so liegt mir

denn nach seinen Anweisungen ob, an einem Tage die Bücher der Oberregion von rechts nach links und am andern Tage von links nach rechts hin aufzustellen. Er verlangt nicht, daß ich mich damit abhaste, ja sein Ideal geht eher nach der entgegengesetzten Seite hin; er verlangt nur Anwesenheit und den Schein der Thätigkeit. Zu diesem Zweck muß ich immer auf dem qui vive sein, blos der vagen Möglichkeit halber, daß ein hoher Vorgesetzter einmal eintreten könnte. Schein und wieder Schein. Und nun gar an dem großen Büreautisch meine poetischen Allotria vor aller Welt Augen treiben zu dürfen, das hat er mir rundweg abgeschlagen. Sie sehen, daß ich schließlich noch froh sein muß, auf einer Leitersprosse hoch oben mein Dichterheim etabliren zu können. Und ich bin's auch. Nur mitunter versagt mir die gute Laune, trotzdem das Ganze nicht ohne Humor ist. Hohe Staatsbeamte haben mich auf Rosen betten wollen und mein Tunnelbruder legt mich auf den Rost."

So Scherenberg, als er auf seiner Höhe stand, und Liebling des Königs, des Hofes und des Publikums war.



Siebenzehntes Kapitel.

Scherenberg wird legendarisch. Die Zeit in der Lützower Wegstraße. Freundschaft mit Drake.

Ja, Scherenberg litt schwer unter Unwürdigkeiten, wie die geschilderten, aber seiner Elasticität und Philosophie gelang es immer wieder darüber hinwegzukommen, und was nichts desto weniger von Bedrücklichem verblieb (und es war dessen ein gutes Theil) das wurde durch eine Fülle von Huldigungen und Ehren, die sich tagtäglich auf ihn niederließen, wenn nicht ausgeglichen, so doch gemindert.

Wirklich, er sah sich mit Auszeichnungen überschüttet, und während er — von dem Erniedrigenden der Stehleiterkomödie ganz abgesehen — nach wie vor um sein täglich Brot zu kämpfen hatte, war er doch gleichzeitig eine Berühmtheit und in einem immer wachsenden Grade der Gegenstand auszeichnender Theilnahme. Verlagsanerbietungen drängten sich förmlich und Rhetoren, die, wie Pilze, von heut auf Morgen aus der Erde sproffen und es auf ihren

Fahrten in die Provinz dem guten Schramm gleich thun wollten, überschwemmten ihn mit Briefen, in denen er um „etwas Neues" gebeten wurde. Junge Dichter (alle Bataillen des Vaterlandes kamen eine Zeitlang in Gefahr in fünffüßigen Jamben besungen zu werden) widmeten ihm in pomphaften Ansprachen ihre Erstlingswerke, wenn sie's nicht vorzogen, sich durch eine von ihm erbetene Vorrede beim Publikum einführen zu lassen.*) Zugleich umgab ihn eine geschlossene Phalanx von Schuldirektoren nach Art einer heiligen Schaar oder griffen auch wohl selbst zur Leier, wenn er (wie dies auch nach Waterloo noch mehrfach geschah) der Welt ein neues Schlachtenepos geschenkt hatte. Hunderte von Sonetten entstanden, alle dem Dichtermeister huldigend, und in einer Stettiner Zeitung erschien sogar ein längerer Essay, der den Titel führte: „Christian Friedrich Scherenberg, der pommersche Shakespeare." Wirklich, Kritik und Literarhistorie wetteiferten mit dem Publikum in Anerkennung, und die damals in ein paar Erstlings-Exemplaren auftretenden und seitdem so populär gewordenen „Wanderprofessoren" erklärten ihn in ihren Vorträgen als die bedeutendste Dichtererscheinung der neueren Zeit. So hieß es

*) Er sagte bei solcher Gelegenheit nie „nein" und schrieb dann meistens eine Vorrede, kurz, geistreich, apart. So beispielsweis: „Ich verzichte darauf, das Buch als einen Ausbund aller Tugenden zu preisen; Ueberlob ist schlimmer als Uebertadel, denn übertriebener Tadel fällt einfach auf den Tadler zurück, während übertriebenes Lob den Gepriesenen lächerlich macht."

beispielsweis in einer im Hotel de Russie von Robert Prutz gehaltenen Vorlesung: „ . . Alle die Vorgenannten aber überstrahlt Christian Friedrich Scherenberg, kein Dichter der Reaktion, wozu Parteigezänk ihn hat stempeln wollen, sondern ein wahrer gottbegnadeter Poet. In seinen Schlachtenbildern, vor allem in Waterloo, wies er muthig auf die Großthaten des preußischen Heeres hin und überbrückte die Kluft, die sich zwischen dem bewaffneten und unbewaffneten Volke gebildet hatte. Schon die Form war etwas vollständig Neues: dem kräftigen Schritt des von ihm gefeierten Heeres entsprach in reimlosen Jamben der kurze, knappe Gedanke. Wenn er sich anscheinend oder vielleicht auch wirklich in die Stille des Lebens zurückgezogen hat, wird sein Name doch unvergeßlich bleiben, weil er eine der Säulen, auf denen der preußische Staat ruht, in erneutem Glanze wieder aufgerichtet hat."

Mußte solch Lob schon aus dem Munde von Robert Prutz überraschen, so war es noch überraschlicher, den eben erst durch Karl Schurz aus seiner Gefangenschaft befreiten Gottfried Kinkel in London dieselbe begeisterte Sprache führen zu hören. Alles Bittere vergessend, das ihm, in der Form einer Zuchthaus-Begnadigung, das offizielle Preußen angethan hatte, hielt er mit seiner Bewunderung für den Dichter eines specifischen Preußenthums, als welcher Scherenberg wenigstens angesehen wurde, nicht zurück, und nannte den Verfasser von Waterloo den bedeutendsten und eigentlichsten Dichter unserer Epoche.

So Kinkel.

Aber dem Scherenbergschen Ruhme war noch ein höherer Grad vorbehalten, und dieser höhere Grad war erreicht, als er, mit Hülfe halb sagenhafter Ausstaffirungen, eine nicht blos populäre, sondern geradezu mystisch-legendare Persönlichkeit geworden war. Im Dunkeln tappende Reporter wurden mit Hülfe dieses Dunkels zu besonderen Verbreitern seines Ruhms, indem das sagenhaft Unglaubliche, das sie meldeten, ein sensationelles Interesse hatte. „Scherenberg," so hieß es in einer dieser biographischen Notizen, „ist ein Sonderling, ein Naturmensch von ursprünglich bäuerlicher Abstammung.*) Er verschmäht den Frack und zieht einen groben Rock und eine geflickte Jacke weit vor. Er ist sehr stolz auf seine Armuth. In den Wochentagen schreibt er Gedichte, Sonnabends aber geht er gravitätisch auf den Markt, kauft Höchstselbst seinen Bedarf an Kartoffeln, Kohl und Fleisch ein und trägt die Eßwaaren in einem großen Handkorbe nach Haus. Er nennt seine Armuth das einzige Mittel, sich Unabhängigkeit und Freiheit zu bewahren und

*) Hierin traf es der Notizenschreiber richtiger als in anderem. In der That stammen die Scherenberge von einer westfälischen Bauernfamilie, wie sich einem bis ins Jahr 1477 zurückreichenden Geschlechts-Register entnehmen läßt. Die Familie besaß danach in genanntem Jahre den Lieper Hof im Amte Schwelm, was neuerdings Bestätigung fand, als sich Ernst Scherenberg (damals Redakteur der Elberfelder Zeitung) mit dem Elberfelder Geschichtsverein und bald danach mit dem gegenwärtigen Besitzer des vorgenannten Bauernhofes in Ver-

hat darum auch eine Pension zurückgewiesen, die der König von Preußen ihm geben wollte.“ So klang es Tag um Tag*) und dies tägliche Genanntwerden in den Zeitungen hatte schließlich auch zur Folge, daß sein Ruhm bis nach England hinüber drang, wo die Bänkelsänger und Volksballadendichter von Seven-Dials (es war grad' um die Krimkrieg-Zeit), in ihren Spottliedern auf Deutschland unseres Dichters Namen alsbald in überraschlichster Weise zu verwerthen anfingen. So hieß es in einem dieser Gedichte:

Gott laß es den Türken wohlergehn
Und alle Russen verkommen,
Und die auch, die uns das Recht verdrehn
Und des Czaren Partei genommen;

---

bindung setzte. Durch Letzteren wurden ihm Schriftstücke zur Verfügung gestellt, aus welchen sich mit Sicherheit ergab, daß ein Johann Scherenberg um die Mitte des 17. Jahrhunderts nach Stettin hin übersiedelt sei. Dieser Johann, von dem der pommersch-kaufmännische Zweig der Familie herstammt, hat dann ersichtlich einen möglichst weit (bis 1477) zurückgehenden Auszug aus dem Schwelmer Kirchenbuche für sich und die Seinen anfertigen lassen, welcher Auszug nun ein Geschlechtsregister der Scherenberge repräsentirt. Wenige bürgerliche Familien werden im Stande sein, ihren Stammbaum so weit hinauf verfolgen zu können.

*) Die Grundlage zu all diesem Nonsens bildete wohl eine schon früher von uns mitgetheilte, gleich nach Publizirung von „Ligny“ in den Brockhaus'schen „Blättern für literarische Unterhaltung“ erschienene Notiz, in der Scherenberg als ein „Ladenjüngling, der seine Schlachten-Dichtungen auf Düten niederschriebe“, geschildert war.

Am schlimmsten aber, bei Tag und Nacht
Komm's über den Koburg-Schwindel,
Ueber Würtemberg, über Scherenberg
Und all das deutsche Gesindel.

Woraus ganz ersichtlich, daß der betreffende Bänkelsänger unseren Scherenberg, und zwar nach der Analogie von Würtemberg, für einen deutschen Bundesstaat genommen hatte.

Scherenberg, wenn er von solchen Dingen hörte, hatte seiner Freude kein Hehl und lächelte, weil er den Werth dieser und jeder Popularität sehr wohl kannte; zugleich aber war er klug genug, nicht mehr darin zu sehen, als es war. Er wußte, daß Weiterschaffen des Künstlers beste Freude sei, zugleich sein einziger wahrer Lohn, und so hing er denn um diese Zeit, und zwar fleißiger als je zuvor, seiner Arbeit nach. Große Pläne — darunter ein Kolossal-Epos, dessen Held Friedrich II. war — beschäftigten ihn, und bei dem still-bescheidenen aber zugleich schaffensfreudigen Leben, das er, wenn er aus der Kriegsministerial-Bibliothek wieder daheim war, von Anno 50 ab durch mehrere Jahre hin führte, möcht' ich jetzt einen Augenblick verweilen dürfen.

Er wohnte damals in der Lützower-Wegstraße, zwischen seinen größeren Arbeiten mit Abfassung von Ottaverimen beschäftigt, die den Text zu Adolf Menzels Darstellung des „Festes der weißen Rose" bilden sollten. An Besuch von jüngeren Poeten war kein Mangel, und unter denen, die kamen, um den Dichter und Meister kennen zu lernen, war

auch Schmidt-Weißenfels, dem wir eine Schilderung aus jener Zeit her verdanken. „Es war 1853", so schreibt dieser, „als ich bei Scherenberg eingeführt wurde. Seine Wohnung, Lützower Wegstraße, dicht bei der Potsdamer, war höchst einfach. In einem allerkleinsten Zimmer saß er bei der Arbeit, in patriarchalischem Schlafrock mit großen Filzparisern, um die Hüften einen Gurt, in welchem, in einem primitiven Gehänge, die lange Pfeife ruhte, damit sie weder lästig und unbequem an den Zähnen ziehen konnte, noch auch die Hand zum Absetzen vom Mund in Anspruch nahm. Brettergestelle voll Bücher, Zeitungen und Scripturen thürmten sich um ihn her, vor ihm aber stand ein Glas mit einem immer brennenden Nachtlicht, während Fidibusse zum Anzünden daneben lagen. Ein Philosoph und Gelehrter. Sein Gesicht war durchleuchtet von Freundlichkeit, dazu dünnes, blondes Haar und milde, gütige, kluge Augen. Sein sonores Organ erinnerte an den ehemaligen Schauspieler. Zu persönlicher Befriedigung saß er Tag und Nacht bei seinen Arbeiten und dichtete dieselben unzählige Male um. Er erwog jedes Wort, um es beim leisesten Zweifel sofort wieder zu verändern, besserte unausgesetzt an Reim und Rhythmus, und war immer noch nicht zufrieden damit. Dasselbe wiederholte sich dann bei den Correkturen. Er lebte spartanisch und war nicht bloß bedürfnißlos, sondern auch abgehärtet gegen Frost und Hitze. Sein Schreibtisch stand sommerlang am offenen Fenster, und wenn's nicht zu kalt war, auch den Winter über."

Dies beständige Bedürfniß nach frischer Luft, so förderlich es für Teint und Gesundheit sein mochte, barg aber freilich auch Gefahren in sich, deren einer er, bei bestimmter Gelegenheit, auf dem Punkte stand zum Opfer zu fallen. Oder doch wenigstens seine Dichtung. Er saß nämlich wieder einmal in „frischester Luft“ eben mit Abschrift der für das „Fest der weißen Rose“ bestimmten Ottaverime beschäftigt, als ein etwas zu hastig eintretender Besuch einen solchen Zugwind anrichtete, daß die ganze „weiße Rose“, Concept und Abschrift, in die Straße hinaus wirbelte. Wohl an die zwanzig Blätter. Entsetzt fuhr der in diesem Augenblick all seine sonstige Haltung einbüßende Dichter in die Höh' und stürzte mit fliegendem Schlafrock über die Treppe fort auf die Straße hinunter, seinem dahinflatternden Schatze nach. Und siehe da, seiner großen Beliebtheit mocht' er es zu danken haben, daß die Lützower Straßenjugend nicht allzu viel davon machte, vielmehr, unter dienstfertigem Jubel, seiner Jagd auf die Blätter sich anschloß, bis alle wieder eingefangen waren.

All das war im Sommer 53, um welche Zeit sich der Scherenberg'sche Freundeskreis abermals erweiterte, darunter Bildhauer Professor Drake, der von jetzt an ein ähnlicher Mittelpunkt wurde, wie seiner Zeit Friedberg. An jedem schönen Nachmittage trafen sich die diesem Kreise Zugehörigen, unter denen Leo Goldammer, Staatsanwalt Rosenberg und die Professoren Lüderitz und Biermann die treuesten und ausdauerndsten waren, vor dem bekannten, in der Bellevue-

Allee gelegenen Drake'schen Atelier, um von hier aus ihre Spaziergänge durch den Thiergarten anzutreten. In der Regel dehnten sie dieselben bis zu der ebenso gastlichen wie reizenden March'schen Villa zwischen Moabit und Charlottenburg aus, wo dann ein Vesperimbiß genommen oder auch wohl der Abend verplaudert wurde.

Und um eben diese Zeit war es denn auch, daß Drake, trotz aller auf ihm lastenden Arbeit (darunter beispielsweis ein Friedrichs-Denkmal für Colberg) eine Scherenberg-Statuette modellirte, von der meines Wissens nur sehr wenig Nachbildungen in den Handel gekommen sind. Eine dieser Nachbildungen ward Eigenthum Heinrich Friedbergs, und führte gleich damals zu folgendem Qui pro quo.

Friedberg, der schon in Greifswald, woselbst er, wie wir wissen, als Oberstaatsanwalt fungirte, von der durch Drake gefertigten Statuette gehört haben mochte, hatte natürlich bei seiner nächsten Anwesenheit in Berlin nichts Eiligeres zu thun, als in Begleitung unseres Dichters ein Exemplar der Statuette zu kaufen, dabei sich dahin äußernd, „daß ihn nur noch die Verpackungsfrage beunruhige". „Nichts leichter als das" entgegnete Scherenberg. „Ich werde mit Drake selbst darüber sprechen, der schickt dann Einen zu Dir, der's versteht." Und so geschah's und andern Tages früh erschien ein breitschultriger rothblonder Mann von gegen fünfzig, der, Nägel und Kiste gleich mitbringend, im Umsehen die Verpackung besorgte. Dann aber trat er mit der Meldung davon an Friedberg heran und empfing von diesem

neben einem freundlichen Dank einen Thaler. Der Beschenkte wog den Thaler eine Weile hin und her und sagte dann, während er ihn schmunzelnd einsteckte: „Danke schön; den heb' ich mir auf."

Es war Drake selbst gewesen, den Friedberg zufällig nie vorher gesehen hatte.

Von dem Tag an aber waren sie Freunde.

Achtzehntes Kapitel.

Scherenberg wird mißmuthig. Verstimmungen gegen Schramm, Hesekiel und A. W. Hayn.

Um es zu wiederholen, Anerkennung, Freundschaft und häusliches Glück (Scherenberg war seit dem Sommer 47 zum zweiten Male verheirathet)*) wetteiferten um diese Zeit unserm Dichter die Quälereien einer im Gegensatz zu den wohlwollenden Intentionen der kriegsministeriellen Oberleitung immer unwürdiger werdenden dienstlichen Stellung minder fühlbar zu machen. Aber wenn das Zusammenwirken ausgleichender Faktoren auch von zeitweilig gutem

*) Mit Henriette Henschler. „Meine zweite Mutter", so heißt es in einem mir vorliegenden Briefe der Tochter „war die selbstsuchtsloseste Frau von der Welt, ganz ihrer Pflicht lebend, sparsam und hochherzig zugleich, immer lieb und gut. Sie war das Glück meines Vaters und mein eigenes, und alles, was ich bin und habe, verdanke ich ihr."

Erfolge begleitet war, so hielten diese guten Erfolge doch nicht an. Vielmehr geschah das, was immer zu geschehen pflegt: Auch Scherenberg, all seiner Klugheit unerachtet, gewöhnte sich daran, das Gute, das das Leben ihm bot, als etwas selbstverständliches hinzunehmen, während seine Geduld den täglichen kleinen Unbilden gegenüber erlahmte. Sein Unmuth gegen seinen Vorgesetzten H. Smidt war in einem beständigen Wachsen begriffen und äußerte sich, wie gesprächsweise, so gelegentlich auch in Briefen an die Freunde: „.. Das dicke Marschland (H. Smidt war aus den holsteinischen Marschen gebürtig) hat mal wieder seinen Schatten auf meine lichten Tage geworfen. Unglaublich, ein Schock Bücher hat er geschrieben, und doch immer noch Tinte genug übrig, um mir meinen Pfingstsonntag zu beklecksen .... Zwei, dreimal hab' ich ihm alles gesagt, aber er hat alles wieder vergessen, denn er behandelt anderer Leute Worte mit einer Indifferenz, als ob es sich um seine eigenen Werke handelte. Am Sonntag besuchte er mich mit seinem Orden, um mich zur Mitwirkung bei Herausgabe seiner Marine-Lieder einzuladen. Ein schrecklicher Gedanke."

So hieß es brieflich über H. Smidt.

Aber auch andre waren da, die seine Poeten-Reizbarkeit nicht zur Ruhe kommen ließen: Julius Schramm, George Hesekiel, A. W. Hayn, also sämmtlich „alte Freunde". Mit Keinem war er zufrieden, „alle schädigten ihn, alle dachten nur an sich, während sie doch vorgaben, an ihn zu denken." Auch mit Schneider war er höchst

unzufrieden, aber nur die gestörten Beziehungen zu den drei Vorgenannten sollen uns in diesem Kapitel beschäftigen.

Am besten machte sich's immer noch mit Schramm, der, seine Provinzial-Siegeszüge fortsetzend, täglich entweder „neues Futter" oder ein „neues Bataillon" oder eine „neue Fahne" verlangte. Wirklich, Schramm's guter Wille, wieviel auch von Menschlichkeiten mit drunterlaufen mochte, war ganz zweifellos, ebenso zweifellos wie der äußere Vortheil, den Scherenberg aus des Rhetor's Auftreten zog. Gegen diese Wahrnehmung sich zu verschließen, war ganz unmöglich. Nebenher aber lief ein Gefühl von Scham. Schramm, ein so guter Kerl er war, war doch derart beschränkt, daß Scherenberg nur zu deutlich sah, wie er mit jedem Tage mehr in eine sich vorbereitende Lächerlichkeits-Katastrophe seines Rhapsoden mit hineingezogen würde. Daß er, dieser Erkenntniß unerachtet, seinem Ruhmesapostel kein „stop" zurufen durfte, vielmehr umgekehrt gezwungen war sich für seine „Jericho-Posaune" auch noch dankbar zu zeigen, schärfte nur seinen Aerger und Unmuth.

Und doch war die Schramm-Verdrießlichkeit, wie schon angedeutet, die kleinste.

Viel verdrießlicher gestaltete sich sein Verhältniß zu Hesekiel. Dieser (wenigstens damals) immer in übermüthigster Diner-Stimmung, hatte sich in einem Kreise verlagsdurstiger Buchhändler zu dem Worte hinreißen lassen: „Scherenberg? den, meine Herren, den können sie billiger haben," ein Wort, das unserm dadurch geschädigten Dichter hinterbracht

und von diesem, wie natürlich, sehr übel vermerkt worden war. Hatte derselbe doch gerade genug vom Kaufmann an und in sich, um auf diesen Punkt hin keinen Spaß zu verstehen. Der letzte Grund ihres Antagonismus aber lag tiefer und wurzelte, neben einem starken Divergiren in Politik- und Lebensfragen, vor allem auch in abweichenden Ansichten auf ästhetischem Gebiet, wobei gesagt werden muß, daß eine letzte Gemeinschaftlichkeit in ihren Zielen die Sachlage nur noch verschlimmerte. Beide waren patriotische Dichter, die das Wort „Preußen" auf ihre Fahne geschrieben hatten, während aber der auf dem Kothurn einherschreitende Schlachten-Epiker mitleidig auf den Bänkelsänger Hesekiel herabsah, lebte dieser der festen Ueberzeugung, mit seinen „neuen Liedern gedruckt in diesem Jahr" der pomphaften Herrlichkeit der Scherenberg'schen Muse weit überlegen zu sein. Und dieser Ueberzeugung lag ein gut Theil Berechtigung zu Grunde.

Mit Hesekiel stand es schlimm, viel schlimmer als mit Schramm, am schlimmsten aber stand es mit Hayn, in Betreff dessen es dem Freundeskreise gelungen war, in des arglosen Othello-Scherenberg Seele den Schweelbrand des Mißtrauens zu werfen. Angeblich Eingeweihteste begannen ihm vorzurechnen, daß der Waterloo-Consum in den Provinzen ein enormer gewesen sei, mithin durch erbärmliche drei- oder auch fünftausend Exemplare ganz unmöglich gedeckt sein könne, woraus sich denn alles Weitere von selber ergebe. Hayn habe beim „Intelligenzblatt" intelligenter rechnen ge-

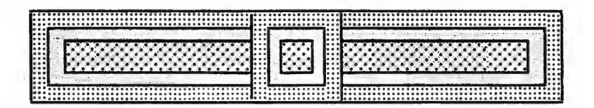
lernt als zulässig und sei zudem absolut incorrigible, weil er ganz ernsthaft die Vorstellung unterhalte, daß die Dichtkunst nur bei schwacher Nahrung gedeihe.

So flüsterte man Scherenberg zu, der, weil man die Beweise schuldig blieb und wie gewöhnlich in solchen Fällen auch schuldig bleiben mußte, gerade klug und weise genug war, sich vor übereilten Schritten zu hüten, aber doch andererseits aus Unbehagen und Verstimmung gar nicht mehr herauskam, sobald A. W. Hayns Name nur genannt wurde. Dazu kam noch, daß beständig Verlagsanträge viel berühmterer Firmen bei ihm eintrafen, die begreiflicherweise mit den geschilderten Vortheilen eines Rückzuges von A. W. Hayn ihm auch den Wunsch danach nahe legten. In einem dieser Anträge klang die Lockstimme wie folgt: „Im Falle Sie, mein hochverehrter Herr Scherenberg, durch irgendwelche Verpflichtungen oder Rücksichten gebunden sein sollten, trete ich selbstverständlich ohne Weiteres zurück. Ist dem aber nicht so, so darf ich wohl auf ein paar Vortheile hindeuten, die Ihnen aus einer Verbindung mit mir erwachsen würden. Bisher sind Ihre Dichtungen, theils durch Schuld des Verlegers, theils aber auch dadurch, daß man sie zu Parteizwecken auszubeuten suchte, lange nicht so bekannt geworden, wie man erwarten sollte. Ich habe dies an mir selbst erfahren, der ich durch Jahre hin keine Zeile von Ihnen gelesen, weil ich Ihre Dichtungen einfach für Partei-Dichtungen ansah. Wenn dies mir passiren konnte, der ich inmitten der Literatur lebe, so mögen Sie sich

herausrechnen, wie es in anderen Schichten in dieser Beziehung aussieht. Geben Sie mir Ihr neues Friedrichs-Gedicht, so wird es sich, weil sich in diesem Falle der Blick eines unbefangenen Publikums darauf richten wird, sofort zu dem herausarbeiten, was es ist: zu einem Nationalwerke. Auch für eine Ausstattung, eine wirkliche, würd' ich Sorge tragen; die, die Ihre Dichtungen bisher gefunden haben, war kaum so zu nennen."

Ein jedes Wort in diesem Briefe war klug berechnet, besonders auch darin, daß der Schreiber desselben, an dem eigentlichen Mißtrauenspunkte klug vorübergehend, den Hauptaccent auf ganz andere Dinge legte. Hayn verstehe nichts von buchhändlerischem Betrieb und noch weniger von Ausstattung. Das klang ganz harmlos. Ferner, er habe keinen Geschmack und sei Werkzeug absolutistischer Bestrebungen, also „Reaktionär," ein Wort, bei dem unsern Scherenberg einfach eine Gänsehaut überlief. Denn in allen Stücken hanseatisch, will also sagen kaufmännisch und idealistisch zugleich, war er es auch darin, daß er vor dem bloßen Worte „Reaktion" erschauderte.

Das wußten auch die Freunde, die, übrigens bona fide, die Conspiration gegen A. W. Hayn ins Werk gesetzt hatten.



Neunzehntes Kapitel.

Die Conspiration gegen L. Schneider. Schneider gestürzt. Noch einmal H. Friedberg und Graf Bismarck-Bohlen.

Und siehe da, die bona fide-Conspiration glückte zuletzt und Scherenberg kam von Hayn los. Aber wovon er nicht loskam, wenigstens zunächst nicht, das war L. Schneider, der vielmehr umgekehrt bei der 1852 erfolgenden Publikation von „Leuthen" seine 49er Waterloo-Passion mit ungeschwächten Kräften wieder aufnahm und von der im Scherenberg'schen Lager und was schlimmer war auch im Scherenberg'schen Herzen gegen ihn herrschenden Animosität nicht die geringste Vorstellung hatte, wovon mancherlei Briefe Zeugniß ablegen. Ich gebe deren einige.

Potsdam, 12. März 1852. Habe Dank für „Leuthen" und die Freude, die Du mir damit gemacht hast. Ich bereite mich sehr gewissenhaft auf den Vortrag

vor und hoffe Dir Ehre zu machen. Einige Punkte, wahrscheinlich Schreibfehler, sind mir dunkel und erheischen ein Zwiegespräch. Ebenso wichtig ist es aber auch, daß ich nun bestimmt Deine Wünsche kennen lerne. Nach fast drei Jahren bietet sich mir zum ersten Male wieder Gelegenheit für Dich zu sprechen. Sage mir also, was ich für Dich thun kann und mache keine Redensarten. Vivat poeta laureatus!"

Dies war unmittelbar nach Empfang des Leuthen-Manuscripts geschrieben. Zwei Monate später empfing Schneider ein gedrucktes Exemplar und antwortete unterm 12. Mai.

„Leuthen, in seiner neuen Gestalt, enthält wesentliche Verbesserungen. Wie gern hätt' ich Dir schon über die Aufnahme des Gedichts bei Sr. Majestät geschrieben, aber seit dem 30. März, wo ich das erste Drittel las, hat Se. Majestät die Fortsetzung nicht befohlen, trotzdem ich es jedesmal auf das Programm setzte. Mißfallen kann es dem Könige nicht haben, dazu ist er ein zu geistreicher Herr und Dein Werk zu vortrefflich. Es muß also irgend ein anderer Grund da sein, den ich bis dato nicht erfahren konnte. An meinem Lesen kann es auch nicht gelegen haben, denn gerade Leuthen lese ich besser als irgend etwas anderes und habe auch anderweitig große Wirkung damit hervorgebracht. Schicke nur Exemplare an den König und sämmtliche Prinzen. Apropos, wie hängt es zusammen, daß Du Dein

Gedicht bei Franz Duncker statt bei Hayn hast erscheinen lassen? Wie stets und immer

Dein L. Schneider.

Und eine Woche später. „Potsdam, den 19. Mai 52. Auf Sonnenschein folgt Regen, aber auf Regen auch Sonnenschein. Höre. Da ich weder wußte, noch jetzt weiß, was Se. Majestät veranlaßt haben konnte, sich Leuthen nur bis znm ersten Drittel vorlesen zu lassen, so steckte ich mich hinter eine Hofdame der Kaiserin von Rußland, was zur Folge hatte, daß die hohe Frau vorgestern Abend das Gedicht vorzulesen befahl. Ich las wieder nur bis zu der mehrerwähnten Abbruchsstelle, die Wirkung war aber so groß gewesen, daß für gestern Abend die Fortsetzung befohlen wurde. Die Gesellschaft dabei die denkbar glänzendste, so waren beispielsweise Großfürst und Großfürstin Constantin zugegen. Ich kam bis zu den Worten: „Und eine halbe Stunde Dezemberlicht vergeht.“ Wirkung abermals außerordentlich. Ich habe den König nie so bewegt gesehn. Nächst ihm war der Prinz von Preußen am tiefsten ergriffen. Heut Abend lese ich den Schluß. Eine vollständige Schilderung dieses Triumphs behalt' ich mir für unser nächstes Beisammensein vor. Schicke die bewußten Exemplare. Sei nicht saumselig. Was von meiner Seite geschehen kann, soll geschehn.

Dein Campe.

Und endlich am 13. Juli. „Mein theurer Freund. Eben hat Se. Majestät mir 20 Stück Friedrichsd'or für Dich eingehändigt, woran ich zugleich noch die Mittheilung knüpfe, daß, während der letzten Rheinreise des Königs, und zwar auf dem zwischen Coblenz und Bingen fahrenden Dampfschiffe, vor allen Generalen des Rheinischen Armee-Corps abermals eine Vorlesung Deines Leuthen stattgefunden hat. Erfahre ferner, daß alles Mögliche geschehn ist, um Dein Verhältniß zum Kriegsministerium zu regeln und zwar ganz nach Deinen Wünschen. In alter Treue

Dein Campe der Caraibe."

So klingen alle Briefe, die Schneider damals schrieb, und es ist ganz unmöglich, etwas anderes wie Liebe, Freundschaft und Enthusiasmus herauszulesen. In der That, wenn Schneider, der sonst kein Mann überschwänglicher oder auch nur mäßiger Gefühle war, jemals einen Menschen geliebt und angeschwärmt hat, so ist es Scherenberg gewesen. Aber dieser, wie schon in unserm vorigen Capitel gesagt wurde, war in der ersten Hälfte der 50er Jahre ganz in Händen von Personen, denen Schneider politisch wie persönlich ein Greuel war. Sie verfuhren dabei, um auch das zu wiederholen, durchaus aufrichtig, aber nichtsdestoweniger irrig, und hatten im Besonderen und ganz vorzugsweise darin Unrecht, immer wieder auf frühere, längst abgethane Schneider'sche Briefe zurückzugreifen, aus denen seiner Zeit, aller Hilfebereitschafts-Versicherungen unerachtet,

allerdings etwas vom Pferdefuß des Egoismus hervorgeguckt hatte. Namentlich einer, noch aus der 48er Zeit her, erschien suspekt: „. . Und nun laß mich wissen," so hieß es darin, „was Du unter den gegenwärtigen Verhältnissen mit Deinem Waterloo vorhast? Kannst Du Dir, Deinem Buchhändler gegenüber, er sei wer er sei, das Recht eines vorgängigen Abdrucks in den Monatsheften meines „neuen Soldatenfreundes" reserviren, so, glaube ich, thust Du Deiner Dichtung und Dir selbst einen Vortheil, weil ich seit Kurzem diese Monatshefte nicht mehr für Preußen allein, sondern für alle deutschen Heere bestimme, weshalb dieselben in einer großen Auflage verbreitet werden. Wie die Zeiten jetzt laufen, wäre Dein Gedicht vollständig verloren, wenn es als gewöhnlicher Verlagsartikel erschiene, denn kein Mensch liest jetzt Verse. Ich biete Dir daher in Deinem Interesse die Hand."

Die letzten zwei Sätze waren es, worauf, neben der nicht wegzuleugnenden Thatsache von der Erfolglosigkeit aller Schneider'schen Anstrengungen, lächelnd immer wieder hingewiesen wurde, sodaß Scherenberg, der ohnehin nicht zu den Festesten zählte und nach Art aller vertrauensseligen Menschen eine starke Soupçon-Ader hatte, schließlich L. Schneider fallen ließ, und diese Thatsache zum Gaudium der Freunde durch einen Spottvers besiegelte. Dieser Vers aber lautete:

Ich hatt' mal einen Schneider,
Der schnitt sich seine Kleider
Aus meinem Zeug, o weh.
Ich merkt' es leider, leider
Ach viel zu spät. Nun, Schneider,
Ade, Ade, Ade.

Scherenberg, dieser festen Ueberzeugung bin und bleib' ich, hatte mit diesem Verdacht absolut Unrecht und belastete sich, wenn nicht durch sein Thun so doch wenigstens durch seine Gefühle, mit geradezu schwerem Undank. Andererseits aber muß, um es zu wiederholen, eingeränmt werden — und in diesem Punkte wurzelte die Macht der gegnerisch gesinnten Freunde — daß alles Zusagemachen von Seiten Schneider's in einem Zeitraume von sechs Jahren zu nichts Rechtem geführt hatte. Waterloo war auf Königs Kosten gedruckt und dem Dichter von Leuthen für diese letztere Dichtung ein Geschenk von 20 Friedrichsd'or bewilligt worden. Das war Alles, ein Alles, von dem füglich gesagt werden durfte, daß es ein „Weniges" sei.

Das wurde denn auch redlich gesagt, und da man, durch alle Zeit hin, nie die Geberlaune des Königs, sondern immer nur den Muth oder den guten Willen dessen angezweifelt hatte, der berufen war, diese Geberlaune wach zu rufen und wirksam zu machen, so beschloß man endlich im Scherenberg'schen Freundeskreise, sich über Schneiders Kopf weg unmittelbar an die Gnade Sr. Majestät zu wenden. Ob dieser Plan von dem immer noch in

Greifswald oberstaatsanwaltenden Friedberg ausging oder ihm nur zur Zustimmung unterbreitet wurde, gleichviel, H. Friedberg nahm die Sache persönlich in die Hand und hatte das Glück, den damaligen Flügeladjutanten Grafen von Bismarck-Bohlen, einen aufrichtigen Verehrer Scherenbergs, für diesen interessiren zu können. Der Graf schrieb an Friedberg: „Im Interesse Ihres Freundes und Schützlings Scherenberg, bitte ich Sie, verehrtester Herr Oberstaatsanwalt, mir über seine Vergangenheit wie über das, was Sie und die Ihrigen für ihn gethan haben, in allgemeinen Umrissen ein Bild geben zu wollen, da es mir schwer wird aus den ziemlich aphoristischen Aeußerungen unseres interessanten Freundes etwas Ganzes herauszustoppeln oder doch Etwas, das zu schriftlicher Mittheilung geeignet ist. Ich hoffe durch eine Eingabe an geeigneter Stelle den Anlaß geben zu können, daß er für einige Zeit aus seiner bedrängten Lage gerissen wird."

So Graf Bismarck-Bohlen am 30. April 1854.

Bald darauf war derselbe nicht nur im Besitz eines ausführlichen Friedberg'schen Berichtes, den ich, an mehr als einer Stelle, diesem Buche zu Grunde gelegt habe, sondern gleichzeitig auch in Posseß einer halb humoristisch gefärbten Beilage Scherenberg's selbst, worin dieser seine Stellung im Kriegsministerium schilderte, — Berichte, deren endliches Resultat aus zwei Briefen ersichtlich wird, die Graf Bismarck-Bohlen, einen Monat später, einerseits an Friedberg, andererseits an Scherenberg richtete.

In dem ersteren hieß es:

„Zunächst, mein verehrtester Herr Oberstaatsanwalt, Ihnen meinen verbindlichsten Dank sagend für Ihren höchst interessanten Bericht über unsern Scherenberg, kann ich Ihnen zu meiner großen Freude auch schon ein günstiges Resultat mittheilen. Auf meinen an Se. Majestät eingereichten Bericht bin ich heute dahin beschieden worden, daß unser Scherenberg für drei aufeinander folgende Jahre jährlich 300 Thaler aus dem Königlichen Dispositionsfond beziehen wird."

Und an Scherenberg selbst am selben Tage:

„Beiliegenden Brief des Kabinetsraths Illaire erlaube ich mir, Ihnen, mein verehrtester Herr Scherenberg, zur Kenntniß zu übersenden, aus dem Sie die gnädigen Absichten Sr. Majestät ersehen können. Ich freue mich unbeschreiblich, Ihnen diese gute Nachricht mittheilen zu können. Ihr treu ergebener Bismarck-Bohlen."

Das gab nun, wie sich denken läßt, einen Triumph im Scherenberg'schen Freundeskreise: Schneider war besiegt, geschlagen. Eine Sache, die, wie man ihn zu nennen liebte, der „geschwollene Vorleser Sr. Majestät" trotz aller Geschwollenheit in sechs Jahren nicht durchzusetzen im Stande gewesen war, war, als man die Dinge richtig einleitete, durch Graf Bismarck-Bohlen in weniger als sechs Wochen durchgekämpft worden, und der Beweis schien nunmehr erbracht, „daß es an Schneider gelegen haben müsse."

Nur Friedberg sah es in einem andern Lichte oder war

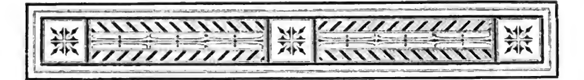
13*

zu glücklich über den endlichen Sieg, um einem andern Gefühle als dem des Dankes Raum zu geben. Und so schrieb er denn unterm 7. Juli 1854 von Greifswald aus an Graf Bismarck-Bohlen: „Wenn mir selbst etwas Gutes begegnet wäre, könnt' ich mich nicht mehr darüber freuen, als daß unserm Scherenberg etwas Gutes zu Theil geworden ist. Ihnen, Herr Graf, der Sie die Königliche Gnade so menschenfreundlich vermittelt haben, gebührt dabei nicht der kleinste Theil des Dankes und da mir so um's Herz ist, als ob ich selbst an dieser Gnade Theil hätte, so müssen Sie mir schon erlauben, auch meinerseits Ihnen innig danken zu dürfen. In vorzüglicher Hochachtung

H. Friedberg."

Und ähnlich wie Friedberg empfand auch Scherenberg selbst. Er nahm in seinem Herzen nicht Theil an dem Triumph über den, der so viel gewollt und so wenig gekonnt hatte. Was durft' es ihm auch bedeuten, ob Schneider unterlegen war oder nicht! Er selber war frei, frei von Dienststunden, frei von Stehleiter und — frei von H. Smidt.

Und dies war die Hauptsache.



Zwanzigstes Kapitel.

Neue Huldigungen und Erfolge. Freundschaft mit Ferdinand Lassalle.

Das Unglück kommt „in Bataillonen", aber mitunter auch das Glück, und derselbe Herbst 54, der ihm die Königliche Gnadenbewilligung sammt der Befreiung aus Aegypterland, H. Smidt als Vogt, gebracht hatte, bracht' ihm auch Honorare der mannigfachsten Art, dazu neue Huldigungen, Invitationen und Freundschaften. Eh' ich aber die Reihe dieser Glücksfälle näher bezeichne, stehe hier zunächst ein Wort über den in den letzten Kapiteln oftgenannten H. Smidt.

Heinrich Smidt (gestorben am 13. Oktober 1867) war, alles in allem, nicht halb so schlimm, als nach den verschiedenen über ihn gemachten und von mir citirten Aeußerungen unseres Scherenberg angenommen werden könnte. Mit Letztrem in einem dienstlichen Verhältniß zu leben, hatte ganz zweifellos ebenfalls seine Last und seine Qual, und als dies dienstliche

Verhältniß sich endlich löste, war nicht nur Scherenberg glücklich, sondern H. Smidt auch. Das Unglück war, daß Beide vor denselben Wagen gespannt waren, an dem nun Scherenberg nicht nur nicht mitzog, sondern sich auch noch eigensinnig niederwarf und seinem Partner das Ziehen erschwerte. Wirklich, was von unserem Poeten in seinem Verhältniß zu seiner ersten Frau gesagt werden mußte, „daß es schwer zu bestimmen sei, wo die größre Schuld gelegen habe," das gilt auch von seinem Verhältniß zu H. Smidt. Scherenberg war ganz Genie, dem die preußische Rangliste sammt Staatshandbuch absolut garnichts, Smidt dagegen ganz Pedant und Subalternphilister, dem sie das Höchste bedeutete, mehr als Heiliger Gral oder Bundeslade. Scherenberg eminent geistreich und gedankenvoll, H. Smidt eng und beschränkt. Aber so beschränkt er war, so war er doch auf seinem Gebiete begabt, sehr begabt, und hatte, während einer auf dem Meere verbrachten Jugend, das bekannte seemännische „Fadenspinnen" bis zur Perfektion gelernt. Er schrieb seine Romane hintereinander weg, ohne Besinnen, Anzweifeln oder Corrigiren, was er auch alles nicht nöthig hatte. Neben Hesekiel (aber diesem noch überlegen) war er das größte rein erzählerische Talent, das ich kennen gelernt habe, weshalb er sich, wenn er heute, statt vor einem Menschenalter, gelebt hätte, in fünf oder zehn Jahren ein Vermögen erworben haben würde. Von Natur eher bescheiden als hochfahrend, fiel es ihm nicht ein, sich Scherenberg an die Seite setzen zu wollen, aber wenn dieser Alles, was er that oder richtiger nicht that, mit „Dichterthum" entschuldigte, so durfte sich schließlich das Gefühl in ihm regen: „Nu, nu, man hat doch auch seine Ader!" Er bewohnte viele Jahre lang das kleine und niedrige Bäcker-

haus Krausenstraße 76, an dessen Krahn und Winde bis diesen Tag noch die Mehlsäcke in die Höhe gezogen werden. Die nur 7 Fuß hohen Zimmer wirkten wie Schiffscajüten und schiffscajütenartig war auch das Leben, das sich darin abspielte. Nie hab' ich einen solchen Consum von Speis' und Trank, vor allem von Grog und Macaroni je wieder gesehen.

* * *

Aber zurück zu der Reihe der Glücksfälle, zu den Honoraren und Huldigungen, den Invitationen und Freundschaften, die sich, wie schon hervorgehoben, mehr oder weniger unmittelbar an die Königliche Gnadenbewilligung anschlossen.

Die Honorare, die sich einstellten, waren, vom damaligen Poetenstandpunkte aus angesehen, ziemlich beträchtlich und beliefen sich auf 1000 Thaler oder mehr, was darin seinen Grund hatte, daß um eben diese Zeit, 54 auf 55, das Erscheinen eines neuen Schlachten-Epos mit dem Erscheinen neuer Auflagen, sowohl einerseits der „Gedichte", wie andererseits von Ligny, Leuthen und Waterloo zusammenfiel. Das neue Schlachten-Epos war „Abukir", das beiläufig mehr gelobt als gelesen wurde, vielleicht weil das specifisch Patriotische, das man sich bei Scherenberg zu suchen und zu finden gewöhnt hatte, darin zurücktrat.

Neben den eigentlichen Honoraren aber, die diese Zeit vergleichsweise reichlich brachte, wurden ihm auch noch „Ehrensolde" zu Theil, womit Geschenke bezeichnet werden

sollen, die nicht von buchhändlerischer, sondern, mehr huldigend, von fürstlicher Seite her kamen.

Unter diesen Ehrensolden stand der für die Verse zum Fest der „weißen Rose" obenan, ein Fest, über das hier in aller Kürze das Folgende gesagt sein möge: Sommer 1829 war die Kaiserin von Rußland, ehemalige Prinzessin Charlotte von Preußen, auf Besuch am Berliner Hoflager eingetroffen, bei welcher Gelegenheit sie nicht nur einem großen „Turnier im Neuen Palais" beigewohnt, sondern auch den Siegespreis in Gestalt einer weißen Rose vertheilt hatte. Weshalb das Fest (ein Seitenstück zu dem Lalla-Rookh-Fest der ersten 20er Jahre) das Fest der weißen Rose genannt worden war. Soviel über das zurückliegend Historische. Jetzt, nach Ablauf von 25 Jahren, war, in Erinnerung an jene glänzende Festlichkeit ein Album gestiftet und der Kaiserin im Juni 1854 überreicht worden. Es bestand aus fünf Aquarellen: Einreiten in den Hof des Neuen Palais, Caroussel-Reiten, lebende Bilder im Schloßtheater, Ball im Grottensaal und Vertheilung der Preise, — zu welchen fünf von Adolf Menzel herrührenden Blättern Scherenberg die Texte geschrieben hatte. Welcher Art die den beiden Künstlern zu Theil werdenden Ehrensolde waren, ob mehr russisch oder preußisch, hab' ich nicht in Erfahrung bringen können. Hoffentlich russisch.

Aber zu den Honoraren und Ehrensolden gesellten sich auch noch Huldigungen, unter denen hier die schmeichelhafteste als erste genannt werden möge: Scherenberg kam

an den Hof, an dem er bis dahin nur ein gefeierter Name gewesen war. Ob L. Schneider dies persönliche Debut des Freundes all die Zeit über absichtlich gehindert hatte, wie damals von mehr als einer Seite gemuthmaßt wurde, stehe dahin, gleichviel am 18. Dezember 54 empfing unser Poet ein Schreiben aus Charlottenburg, das wie folgt lautete: „Seine Majestät sind durch Ihr poetisches Festgeschenk freudig überrascht gewesen (wahrscheinlich ist „Abukir" gemeint) und wollen persönlich Gelegenheit nehmen, Ihnen dafür zu danken, wenn Sie, wie für die nächste Zeit geplant ist, Ihre Dichtung im hiesigen Schlosse vorlesen werden. An welchem Tage, das bedarf freilich noch weiterer Rücksprache. Damit Sie aber am Königlichen Theetisch auch ein bekanntes Gesicht wiederfinden, hat Se. Majestät mich für diesen Abend eingeladen. Ihr treu ergebener

Bismarck-Bohlen."

Die Sache zog sich übrigens über Erwarten in die Länge, bis endlich am 17. Januar 55 abermals ein Billet eintraf, in dem es hieß: „Um dreiviertel auf acht, mein lieber Herr Scherenberg, erwarte ich Sie hier in Charlottenburg. Leider kann ich Sie nicht abholen, da ich mich im Dienst befinde. Dagegen wird Ihnen mein im Flügel des Schlosses liegendes Zimmer zu Gebote stehen, wo Sie es sich in jeder Weise bequem machen können. Also auf Wiedersehn, mit frischer Stimme und stoischem Gleichmuth!

Ihr Bismarck-Bohlen."

Und Scherenberg erschien wirklich und hielt seinen ersten Vortrag, dem dann andere, die ganze Saison hindurch, folgten, über welche Hof-Vorlesungszeit ich ihn mehr als einmal habe sprechen hören, freilich immer nur in der ihm eigenthümlichen Weise, die beständig das Nebensächliche statt des Hauptsächlichen, das Vorspiel statt der eigentlichen Aufführung betonte. Das Vorspiel aber war in dem uns hier beschäftigenden Falle mal auf mal das im Graf Bismarck'schen Zimmer voraufgehende Plauder-Halbstündchen, während dessen gescherzt und geraucht, und schließlich die Rauche-Missethat (denn der König haßte den Tabak) mittelst einer Eau de Cologne-Taufe wieder gesühnt wurde. Solche humoristischen Scenen prägten sich ihm tiefer ein, als der „historische Moment" der folgte. Glanz übte keinen Reiz und keinen Zauber auf ihn. Er war eben eine durchaus auf's Genrehafte gestellte Natur.

Aber nicht nur der preußische Hof, mit dem König an der Spitze, war unserm Dichter huldvoll zugethan, auch andere deutsche Fürstlichkeiten zeigten sich ihm geneigt, vor allem König Ludwig von Baiern, der um eben diese Zeit, oder doch nicht viel später, folgende charakteristische Zeilen an ihn richtete:

„Herr Scherenberg! In dem Verfasser der Schlachten von Waterloo und Abukir habe ich einen rühmlich ausgezeichneten Dichter kennen gelernt. Wir sind in diese Schlachten versetzt, wir sehen, wir hören sie, wir kämpfen sie mit. Und doch nicht beschreibend nur, nein dichterisch

sind sie aufgefaßt! Nächstens werde ich Leuthen lesen, in welcher Schlacht Teutsche gegen Teutsche stritten. Möchte dieses sich nie mehr ereignen! Möchten alle Teutschen immer vereint stehen wie ein Mann! Seine Anerkennung wiederholt Ihr Sie zu schätzen wissender Ludwig."

Dieses Handschreiben mit der Adresse „Herrn Scherenberg, Dichter in Berlin," hatte bei kleinstem Format ein riesengroßes Siegel, sodaß es mehr einem alten Siegelabdruck, dem man rundum einen kleinen Papierrand gelassen, als einem Briefe glich.

Und siehe da, zu den Fürstlichkeiten der hier in Rede stehenden Epoche gehörte schließlich auch ein Anti-Fürst, der, trotz dieses „Anti", nicht bloß ein Potentat und Machthaber sein wollte, sondern auch thatsächlich einer war: Ferdinand Lassalle.

* * *

Ferdinand Lassalle war in der zweiten Hälfte der 50er Jahre nach Berlin gekommen und bezog eine Wohnung in der Potsdamer Straße, nahe dem Hause Franz Dunckers, zu dem er, als dem Verleger seines Herakleitos, sofort in freundschaftliche Beziehungen trat. Aber die Potsdamer Straße wurde bald aufgegeben, um, statt in ihr, in der benachbarten Bellevuestraße Nr. 13 eine Parterrewohnung zu beziehen, in deren geschmackvollen Räumen: einem Arbeitskabinet, einem Eßsaal, einem pompejanischen Zimmer und einem angebauten Glas- und Blumen-Pavillon sich nun-

mehr ein halbes Jahrzehnt lang ein nicht unbeträchtlicher Bruchtheil unserer damaligen Gesellschafts- und Geistes-Elite zusammenfand. Ob solche Versammlungen, in denen der Respekt vor dem „Esprit" alle Rang- und Standes-Verschiedenheiten ausglich, heute noch möglich wären, stehe dahin. Wie begreiflich wechselte die Gesellschaft mehrfach in ihrer Zusammensetzung, einen Stamm aber bildeten folgende: Fürst Pückler-Muskau, Geheimrath Professor Boeckh, Professor Michelet, General von Pfuel, Baron Korff von den Garde-Dragonern, Gräfin Hatzfeld, Ludmilla Assing, Bibliothekar Dr. Prietzel, Assessor Hirsemenzel (beide Schul- und Studienkameraden Lassalle's aus seiner Breslauer Zeit her), Oberbürgermeister Ziegler, Hofrath Friedrich Foerster, Dr. Schoenberg, junger Nationalökonom, Franz Duncker und Frau, Georg Bleibtreu und Frau, Ernst Dohm und Frau, Ludwig Pietsch und Reinhold Begas. Rivalitäten existirten so wenig wie Rangstreitigkeiten, und nur dem Fürsten Pückler, wenn er erschien, fiel wie von selber das Wort zu, nicht weil er Fürst, sondern einfach weil er Pückler war und an Witz und eminenter Gabe der Unterhaltung auch die besten noch überragte.

Dies war der Kreis in den sich unser Scherenberg eines Tages eingeführt sah, vielleicht durch Georg Bleibtreu, noch wahrscheinlicher durch Franz Duncker. Die Beziehungen gestalteten sich sofort intim, was bei der erobernden Persönlichkeit des einen und der still gewinnenden des andern kaum überraschen konnte. Man sah sich oft, namentlich an

den sogenannten „kleinen Abenden", deren einer sich zu einem ganz besonderen Triumphe für unseren Dichter gestaltete.

Lassalle lag krank an einer nicht ungefährlichen Knöchelentzündung, zu deren Heilung in erster Reihe gehörte, daß er sich ruhig verhalten und wochenlang bei sehr hoher Temperatur auf einer Chaiselongue zubringen mußte. Die Langeweile verzehrte den leidenschaftlichen, an Thätigkeit und Anregung gewöhnten Mann und so schrieb er Brief über Brief, „daß man ihn besuchen und unterhalten solle." Solcher Brief traf auch bei Scherenberg ein, der in kurzen Zeilen inständigst gebeten wurde, „doch ja zu kommen und etwas Neues mitzubringen." Natürlich erfolgte Zusage, von einigen anderen auch, und so versammelte man sich denn um 8 Uhr Abends in dem mit allerlei Bildern aus der französischen Revolutionszeit geschmückten „blauen Salon", der hoch und geräumig, aber der Kur halber von sehr hoher Temperatur war. Lassalle lag auf seinem Ruhebett, von dem aus er mit gewohnter Meisterschaft den Wirth machte. Der Vorlesertisch stand da, die Lichter brannten, und Scherenberg nahm Platz. Es war Cercle intime: Franz Duncker und Frau, Bleibtreu und Frau, Dr. Prietzel, Friedrich Foerster, Ludmilla Assing.

Und nun las Scherenberg einzelne Stellen aus seinem „Franklin" vor, grandiose Schilderungen von Eis und wieder Eis, mit einem glitzernden Sternenhimmel darüber, und allen war es, als ob es von Minute zu Minute frischer und kühler um sie her würde. „Köstlich," rief Lassalle. „Mein

Scherenberg, wie schön, wie herrlich. Seien Sie von Herzen dafür bedankt! Und welche Freundlichkeit gegen mich gerade diese Scenerie zu wählen, dies Polar-Meer. Ein besseres Eis ist mir nie präsentirt worden und keines hat mir je so geschmeckt. Nur weiter, weiter." Und ein neuer Gesang hob an und riß Wirth wie Gäste zu neuem Entzücken hin. Denn Scherenberg hatte seinen guten Tag und las vorzüglich.

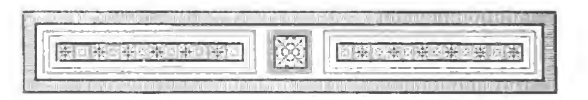
Ihr Verhältniß, um es zu wiederholen, war voll Entgegenkommen und selbst auf Seiten unsres in Gefühlssachen immer etwas nüchternen Scherenberg von so hervortretender Herzlichkeit, daß er, als die Nachricht von Lassalle's plötzlichem Tode kam, sich tagelang nicht beruhigen konnte.

* * *

Das war im Herbst 64.

Aber auch schon lange vorher, Ende der 50er Jahre, zeigte sich bei Scherenberg diese Passion und während L. Schneider bei Hofe las und der etwas bornirte, nach wie vor mit „Waterloo" durch die Welt ziehende Schramm seine „Cremoneser Geige" zu Ehren seines Dichter-Heros erklingen ließ, saß eben dieser Dichter-Heros in dem für Personen der Art immer nur Spott habenden „Cercle intime" des gesellschafts-stürzenden Sozialdemokraten und wehrte kaum lächelnd ab, wenn über die „beiden Dümmlinge", wie man Schramm und Schneider zu nennen pflegte, gewitzelt wurde.

Natürlich ist gegen ein solches „Auf zwei Schultern tragen“ allerlei zu sagen und auch thatsächlich gesagt worden. Aber diese Halbheit und Zweideutigkeit, die sich durch Scherenberg's ganzes Leben zieht, konnte nach Lage der Sache nicht wohl ausbleiben. Sie war nicht seine Wahl, sondern das Resultat der Verhältnisse. Völlig unbefangen und jedenfalls keiner Partei zu Liebe und zu Leide seine Dichtungen schaffend, sah er, wie sich conservative Kreise derselben bemächtigten. Hätt' er dagegen protestiren sollen? Es wäre närrisch gewesen. Vor allem auch unklug. Und so ließ er es denn geschehen. Aber das freie Herz blieb, und in der obersten Sphäre der Gesellschaft ist ihm, so viel ich weiß, diese Doppelstellung auch nie zum Schlimmen hin angerechnet worden.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Glück und Niedergang. Der 70. Geburtstag. Hohenfriedberg und ein Brief aus Windsor-Castle.

Das Jahr 54, mit allem Guten, was es unserm Dichter gebracht hatte, hatte die Sorge, die bis dahin die Begleiterin seines Ruhmes gewesen war, von seiner Seite verscheucht und behaglichere Tage für ihn anbrechen lassen. Er sah sich fürder nicht nur geliebt und gefeiert, sondern endlich auch geborgen, und genoß dankbar, was ihm das Leben an seinem Ausgange bescheeren zu wollen schien: das Glück.

Aber freilich, wenn es, wie wir zu Beginn unseres vorigen Kapitels aussprachen, ein Erfahrungssatz ist, daß das „Glück nicht allein kommt," so stellt sich ihm ein zweiter ebenbürtig an die Seite: „das Glück hat keine Dauer."

Und auch das sollte Scherenberg an sich erfahren.

Eine kleine Weile ging's ungetrübt, bald aber zeigte sich ein Wölkchen am Horizont und begann, indem es immer höher und größer heraufzog, sich schließlich über den halben

Himmel hin zu lagern. Ja, die Sorge, die den Ruhm begleitet hatte, war geschwunden, aber fast schien es, als wäre der Ruhm der Sorge liebstes Kind gewesen und nun mit der Sorge fortgezogen. Wirklich, die Begeisterungsflamme, die, durch ein Jahrzehnt hin, so hoch geloht hatte, sank mit fast überraschender Schnelle.

Woran lag es?

An mancherlei.

Die politischen Verhältnisse, die von jenem 10. März 1856 an, wo Hans von Rochow's Kugel Herrn v. Hinkeldey zu Boden streckte rapid eine neue Gestalt anzunehmen begannen, waren der Dichtung überhaupt nicht günstig, am wenigsten aber einer Reactionsdichtung, wofür die Scherenberg'sche genommen wurde, trotzdem sie's nicht war. Zu diesen spezifisch preußischen Vorgängen kamen andere hinzu, die, trotzdem sie sich draußen auf dem Welttheater abspielten, uns daheim in eine beständige Mitleidenschaft zogen. In der Krim hatte das Kriegsspiel begonnen, in Indien und China setzte sich's fort, und die Schilderungen vom „Todtenritt bei Balaklawa", vom Sturm auf Malakoff und Delhi fingen an, der nach wie vor im fünffüßigen Jambus auftretenden Beschreibung weit zurückliegender Schlachten siegreiche Concurrenz zu machen. Ueber all dies hinaus aber begann eine große, tiefgreifende Geschmackswandlung in ganz Deutschland sich vorzubereiten und mit dem Erscheinen von Freytag's Soll und Haben, welcher Roman so recht eigentlich den „Griff ins volle Menschenleben" für uns be-

deutete, war der entscheidende Schritt gethan. Man wollte Gegenwart, nicht Vergangenheit, Wirklichkeit nicht Schein, Prosa nicht Vers. Am wenigsten aber wollte man Rhetorik. Eine Zeit brach an, in der, nach jahrzehntelanger lyrischer und lyrisch-epischer Ueberproduktion, im Ganzen genommen wenig Verse geschrieben und noch weniger gekauft und gelesen wurden. Mit anderen Worten, es vollzog sich der große Umschwung, der dem Realismus zum Siege verhalf.

Aber wenn dieser allgemeine Geschmacksumschwung auch ausgeblieben wäre, der Umschwung in Bezug auf Scherenberg wäre doch gekommen, weil er kommen mußte. Man begann eben die Mängel seiner Dichtungsweise zu fühlen, und sehr richtig schrieb Schmidt-Weißenfels: „Das Interesse des Publikums mußte sich nicht nur überhaupt, sondern verhältnißmäßig auch rasch an der poetischen Einseitigkeit dieser Schlachten-Epen erschöpfen.“ In der That, man war plötzlich bataillenmüde geworden, oder doch müde der poetischen Beschreibung derselben, und da das viel Bedeutendere, was unser Dichter theils vorher theils nebenher geschrieben hatte, nie recht ins Publikum eingedrungen war, so war so zu sagen nichts da, was dem „bergab“ mit Erfolg hätte wehren können. Scherenberg war Waterloo-Leuthen, und Waterloo-Leuthen hatte man genug.

Eine Zeitlang schloß er die Augen dagegen und wollte den Niedergang nicht sehn, aber vom Tage der Regentschaft und sicherlich vom Sterbetage Friedrich Wilhelms IV. an,

ließ sich die Thatsache nicht mehr verkennen, auch für ihn nicht. Die bald danach anbrechende „Konfliktszeit" gestaltete sich vollends als denkbar unglücklichste für einen preußischen Schlachten-Epiker. Alles was zur Opposition stand, ließ sich ungern an Armee-Großthaten erinnern, die doch schließlich nur dazu dienen konnten, einer nicht gewollten Armee-Verdoppelung Vorschub zu leisten. Und so darf man denn sagen, „politische Verhältnisse hatten Scherenberg gehoben, und politische Verhältnisse ließen ihn wieder sinken."

Der 64er Krieg gab ihm freilich noch einmal Gelegenheit, sich in Prologen und Widmungsgedichten zu legitimiren, und dem hinschmelzenden Kreise seiner Verehrer zu zeigen, „daß er noch da sei," sonst aber trat er mit jedem Tage mehr und mehr zurück, und zählte bereits zu den Halbvergessenen, als das Erscheinen von „Hohenfriedberg" im Herbst 1868 den alten Glanz seines Namens noch einmal erneuerte. Seinen Hauptererfolg übrigens errang er auch diesmal wieder bei Hofe, speziell beim Kronprinzen in Person, dem er sich, unter gleichzeitiger Einsendung seiner Dichtung, in einem echt Scherenberg'schen Schreiben genaht hatte. Dies Schreiben selbst aber lautete: „Euer Königlichen Hoheit nahe ich mich ehrerbietigst mit einem Liede. Sein Name ist Hohenfriedberg, und damit ist einem Preußenherzen wohl alles gesagt. Gemahnt doch jene märchenhafte Friedrichsschlacht uns an die noch wunderbarere von 1866. Auch damals erfüllte die Luft das Feldgeschrei „nieder mit Preußen" und auch damals verhallte es mit

einem „rette sich wer kann.“ Mir hatte geahnt, es würde kommen, wie es kam, und so sang ich mein Friedrichslied schon vor, dem Großtage Königgrätz. Mein schlichter Sang will den Todten ihr Recht an die Erinnerung geben, und so flechte ich ihr Blatt in den Kranz der Lebendigen. Indem ich mein Lied in die Hände des Helden von Königgrätz lege, wolle die Huld desselben ihm freundlich den Werth der Annahme verleihen. In tiefster Ehrfurcht Euer Königlichen Hoheit unterthänigster C. F. Scherenberg.“

Der Kronprinz nahm die Dichtung wie gewünscht entgegen und antwortete von Windsor-Castle aus unterm 21. November 1868 „Ich habe die neue Dichtung, welche Sie mir zu übersenden die Freundlichkeit hatten, mit lebhaftem Interesse und derselben Befriedigung gelesen, welche Ihre dichterischen Erzeugnisse stets in mir erweckt haben. Die Kronprinzessin, Meine Gemahlin, theilt mit mir den Wunsch, Ihnen einen thatsächlichen Beweis der Anerkennung für Ihr schönes Talent (das in der Begeisterung für den Ruhm und die Größe unseres Landes so manche Blüthe getrieben) und mit und in dieser Anerkennung zugleich ein Zeichen Unsrer persönlichen Theilnahme zu geben. Wir bitten Sie um die Erlaubniß, fortan einen Theil der Sorgen, welche unseren vaterländischen Dichtern leider nur selten erspart zu werden pflegen, durch Aussetzung eines Jahresgehalts von Ihnen nehmen zu dürfen, und haben die nöthigen

Anweisungen ertheilt, um Sie mit den Einzelheiten dieser Unserer Absicht bekannt zu machen.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen."

Das in diesem huldvollen Schreiben bewilligte Jahrgehalt belief sich auf 300 Thaler, woran sich zwei Monate später, im Januar 69, unter Wiederaufnahme dessen, was ihm schon vierzehn Jahre früher durch König Friedrich Wilhelm IV. ausgesetzt worden war, eine weitere Bewilligung von 500 Thalern aus dem königlichen Schatullenfonds anschloß. Es waren Bewilligungen auf Lebenszeit und entsprachen in ihrer Gesammtheit einer ganz ansehnlichen Pension.

Er sah sich mithin abermals in seiner äußeren Lebenslage verbessert.

Freilich, jenes seit lange schmerzlich vermißte Hochgefühl „ein Liebling weitester Kreise zu sein und als Dichter seiner Nation genannt und gefeiert zu werden" das konnten ihm diese Gnadenbeweise nicht zurückerobern, nicht wiedergeben, aber sie stimmten ihn nichtsdestoweniger zu Dank und Freude.

War er doch ohnehin allmählich in jenen Lebensabschnitt eingetreten, wo die Ruhe das Glück zu bedeuten beginnt.



Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ausgang. Schloßprediger Frege. Der letzte Verlust (der „Tunnel") und der letzte Freund.

Scherenberg war 70, als seine letzte Dichtung „Hohenfriedberg" erschien, die, mit Hilfe der sich daran knüpfenden Gnadenbezeugungen, wie schon angedeutet, Veranlassung wurde, daß auf seinen kampfesreichen Lebenstag ein friedlich stiller Abend folgte. Still von außen und still im Gemüth. Er gab die Welt auf, in der er nach dem Zerstieben*) und Hinsterben der alten Freunde keinen rechten Boden mehr

*) Unter diesen „Zerstobenen", oder mit andern Worten unter den alten Freunden, die Berlin verlassen hatten, stand der seinerzeit dem 2. Garde-Regiment angehörige Major Adolf von Clausewitz (im Tunnel „Caesar") obenan. Scherenberg, sonst kein Briefschreiber, unterhielt mit ihm eine lebhafte Correspondenz, und folgte sogar zweimal, 1869 und 1872, einer Clausewitz'schen Einladung nach dem bei Itzehoe gelegenen Gute Neuhof hin. Hier, wo Frau von Clausewitz

fand, und bezog ein am äußersten Ende der Potsdamer Straße gelegenes Haus, von dem sich wenigstens damals sagen ließ, daß es zwischen Kirchhöfen und Gärten stand. Zu diesen Gärten zählte vor allem auch der ihm schräg gegenüber gelegene botanische, darin schon Chamisso — der einzige moderne Dichter, der mit Scherenberg eine Verwandtschaft zeigt — den Rest seines Lebens verlebt und verträumt hatte.

Und diese neue Wohnung, die nun bezogen wurde, läßt mich auf unseres Dichters Heimstätten überhaupt zurückblicken. Es waren dies in dem langen Zeitraum von 44 Jahren, während welcher er unter uns lebte, nur vier, an welch kleinem Umstande sich jenes bequem Stationäre zeigt, das ihm, wie den meisten Poeten, eigen war. Nur nicht wechseln, nur nicht aus dem Hergebrachten heraus. Alle Neuerung ward einfach als eine Störung empfunden. Und insoweit war er ein Conservativer, allen sonstigen liberalen Allüren zum Trotz. Ein Staatsverfassung konnte

(eine geborene Brzczinska und verwittwete Gräfin Dyhrn) mit ihrem Gemahl in Gastfreundschaft und Aufmerksamkeiten aller Art wetteiferte, verlebte unser alter Poet höchst glückliche Tage, Tage, deren er bis an sein Lebensende mit besonderer Freude gedachte. — Adolf von Clausewitz starb am 23. Oktober 1880. So schön wie sein Leben gewesen war, war auch sein Tod. Unter herzlichem Lachen über eine komische Bemerkung seines Urenkels traf ihn ein Herzschlag. Seine jetzt in Berlin lebende Wittwe verblieb in alter Freundschaft und Liebe gegen Scherenberg und die Seinen.

geändert werden, warum nicht? Es ging ihn nichts an. Aber ein Rock, eine Wohnung? Nein, und wieder nein. Oder doch so selten wie möglich.

Seine vier Wohnungen aber waren die folgenden:

Erst: Bendlerstraße 2, Ecke der Thiergartenstraße. Von 1838 bis 50.

Dann: Grabenstraße 28 in einem Gartenhäuschen, das dem damals Stadtrath Sommer'schen (später Reichenheim'schen) und mehrere Jahre lang von Geheimerath Schönlein miethweise bewohnten Grundstücke Thiergartenstraße 19 zugehörte. Hier lebte Scherenberg von 1850 bis 52.

Dann: Lützower Wegstraße 1 in dem damals Lotterie-Direktor Seeger'schen Hause (jetzt Lützow-Straße 93). Von 1852 bis 60.

Endlich: Potsdamerstraße 82, in Nähe des botanischen Gartens. Von 1860 bis zu seinem Tode.

* * *

Und wie der Wohnungen, so mag hier, zur Ergänzung dessen was schon S. 122—24 über die Scherenberg'sche Familie, speciell aber über die Geschwister unseres Christian Friedrich gesagt ward, auch noch der Kinder unseres Poeten gedacht werden, deren bisher nur einmal Erwähnung geschah und zwar in jenem bedrängten Momente, wo, statt des erwarteten Osterkuchens, die Lerche mit dem Vogelbauer ins Haus kam. Scherenberg, wie schon in Kürze hervorgehoben, war zweimal verheirathet. Aus seiner 1821 geschlossenen ersten Ehe mit Karoline Hofmann waren ihm vier Kinder geboren worden:

Theodor Scherenberg. Früh gestorben.

Caroline Scherenberg. Geboren 1822. Verheirathete sich an den Generaldirektor der Magdeburger Lebensversicherungs-Gesellschaft Rob. Königsdörffer. Starb 1848. Einer ihrer Söhne war längere Zeit Consul in Liberia.

Julius Scherenberg. Geboren 1827. Schiffsbaumeister in der kaiserlichen Marine. Lebt in Wilhelmshaven.

Auguste Scherenberg. Geboren 1838. Unseres Dichters Begleiterin und Pflegerin durch die zweite Hälfte seines Lebens. Lebt unverheirathet in Berlin.

Aus seiner 1847 geschlossenen zweiten Ehe mit Henriette Henschler wurd' ihm am 17. Mai 1848 eine Tochter geboren: Marie Scherenberg.

Von diesen Kindern waren in der mit dem Jahre 68 beginnenden „stillen Zeit“ nur noch die beiden Töchter, Auguste und Marie, um ihn her; von denen jene die Martha, diese, wie's ihr Name wollte, die Marie des Hauses war. Gemeinschaftlich aber waren ihre Bemühungen, dem Einsiedlerleben, das nun begonnen hatte, den Charakter des Idylls zu geben. Scherenberg selbst war längst zum alternden Faust geworden, der seine Freude darin fand, einen Baum am Spalier zu ziehen und der untergehenden Sonne nachzublicken. Gartenarbeit und Blumenzucht wurden seine Lieblingsbeschäftigung, und bis tief in die Sommernacht hinein saß er auf seinem Balkon und hörte den Nachtigallen zu, die vom Botanischen Garten her herüberschlugen.

Freilich war er auch jetzt noch nicht ohne all und jeden Verkehr, der Kreis indeß, der ihn umgab und erheiterte, sah doch sehr anders aus als vordem. Ein besonderer Freund ward ihm der seinerzeit mit Recht als Original geltende Schöneberger Schloßprediger Frege, noch intimer aber gestaltete sich sein Verhältniß zu Pastor Ernst aus Dramburg in Pommern, einem alten Emeritus, der, Anfangs der 70er Jahre nach Berlin hin übersiedelnd, in dem Scherenberg'schen Hause Wohnung genommen hatte. Scherenberg hieß ihn vom ersten Tag an immer nur seinen Primrose (Name des alten Pastors im Vicar of Wakefield) und genoß das Kleinstädtische, das sich in diesem Emeritus wie verkörpert hatte, mit einer Art von Gourmandise. Hundertmal ließ er sich neben andrem von ihm erzählen, wie er, à la Fritz Reuter, „zu seiner Frau gekommen sei," welche Geschichte, so langweilig sie war, durch allerhand Angewohnheiten des Erzählers einen unausgesetzten Reiz für Scherenberg's ästhetische Zunge behielt. Unter diesen Angewohnheiten war auch die, daß er (der Emeritus) jede Geschichte mit der Bemerkung abschloß, „ich möchte nur noch hinzufügen dürfen." Wenn's aber schlechterdings nichts mehr hinzuzufügen gab, so gefiel er sich darin, das schon Gemeldete lediglich mit einem andern gleichwerthigen Ausdruck zu wiederholen. „Ich habe gestern Abend bis 12 Uhr gearbeitet, ich möchte nur noch hinzufügen dürfen bis Mitternacht" oder „Eben bin ich dem Kaiser begegnet, ich möchte nur noch hinzufügen dürfen Sr. Majestät." Scheren-

berg hatte die herzlichste Freude daran, einen vollkommenen Kunstgenuß, und wenn er den Emeritus, einigermaßen verbindlich, seinen „Primrose“ nannte, so war ihm dieser doch viel, viel mehr noch sein „Friedensrichter Schaal.“

Der literarischen Beziehungen wurden immer weniger. Plaudereien mit Frege, der selber Verse machte, deckten nothdürftig das Bedürfniß, und ein Festtag war es, wenn Leo Goldammer kam und von der Welt da draußen und speciell vom lieben alten Tunnel erzählte. Für diesen, so sehr er die Besuche desselben auch einschränken mochte, behielt unser Dichter ein Herz, und wenn der dritte Dezember kam, an dem nach wie vor, in Wahrung alter Sitte, der „Merckel-Preis“ vertheilt wurde, so war er gewiß unter den Gästen und Preisbewerbern. Daß ihn, bei dieser Preisbewerbung, auch jetzt noch der materielle Gewinn gelockt haben sollte, wird sich kaum annehmen lassen, die Tage, wo der Doppel-Friedrichsd'or eine Lebensfrage für ihn bedeutet hatte, lagen eben weit zurück. Aber wie der alte Zieten in seinem 80. Jahre noch mit zu Felde wollte, weil er sich einen preußischen Sieg ohne sein Mitdabeisein nicht recht denken konnte, so war auch in Scherenberg's Augen ein Tunnel-Stiftungsfest ohne Scherenberg nicht recht denkbar, und der unzählige Male von ihm gewonnene Preis au fond nur dazu da, nach wie vor von ihm gewonnen zu werden. Und wirklich, wie der alte Fritz den alten Zieten nicht kränken mochte, so mocht' auch der alte Tunnel seinem alten Scherenberg nicht wehe thun und ließ ihn ruhig weiter ge-

winnen. Kam aber mal ein Ausnahmefall, so gab's eine Verstimmung.

Und solche Verstimmung, wenn auch freilich in etwas anderer Veranlassung, war es denn auch, die seiner noch ganz am Schluß seiner Tage harrte. Was mit folgendem Vorfalle zusammenhing.

Am 3. Dezember 1877 war unter Betheiligung vieler „alter Herren", die zum Theil aus weitesten Entfernungen, von Köln, Königsberg und Marienwerder her herbeigekommen waren, das fünfzigjährige Bestehen des Tunnels festlich begangen worden, bei welcher Gelegenheit der nach wie vor als Liebling dastehende Scherenberg einen hübschen, immer noch geistsprühenden Festgruß nach der Melodie des Dessauer Marsches gedichtet und wie sich denken läßt einen großen Triumph gefeiert hatte. Je größer aber dieser Triumph gewesen war, desto schmerzlicher empfand er, was folgte. Der 5. Mai 78 (so daß nur wenige Monate dazwischen lagen) brachte seinen 80. Geburtstag, und der nur zu Verwöhnte gab sich selbstverständlich der Ueberzeugung hin, daß der Tunnel dieses Tages gedenken und ihm durch eine Deputation seine Glückwünsche schicken würde. Dies unterblieb, sicherlich nicht aus Mangel an Pietät und gutem Willen, sondern lediglich aus Versehen. Aber Versehen oder nicht, Scherenberg fand es unverzeihlich — und von seinem Standpunkt aus vielleicht mit Recht — und strich von Stund an auch den geliebten alten Tunnel.

Auch der also fiel ab und wurd' in das große Ver-

lustconto geschrieben, das sich, schon vorher nicht leer, nun mehr und mehr zu füllen begann. Bereits 1871 war ihm seine Lieblingstochter Marie gestorben und auf dem Schöneberger Kirchhof begraben worden, der von nun an sein Lieblingsplatz wurde*). Das Glück dieses Besuches genoß er allein, und nur einer war, der daran theilnehmen durfte, der große Kirchhofskettenhund, der von seiner Hütte her die Gräber bewachte. Mit dem schloß er die letzte Freundschaft und kam nie von Haus, ohne dem letzten treuen Kameraden ein mit Fleisch belegtes Butterbrod mitzubringen. Aber das Thier vergalt es ihm auch und richtete sich jedesmal hoch in die Höh', wenn es ihn kommen sah, nicht eher ruhend, bis es ihm freudewinselnd die Pfoten auf die Schultern gelegt hatte. Das that dann dem alten Scherenberg wohl, denn er hatte die Liebe zur Creatur, nach Art aller gutgearteten Menschen.

1871 war ihm die Tochter gestorben, 1881 im Frühjahr starb ihm die Frau. Sie wurde neben die Tochter gebettet und der Begräbnißplatz eingegittert, er selber aber hegte von jenem Tag an nur noch den einen Wunsch, bald auch da zu ruhn, wo die beiden ihm Voraufgegangenen ihre Ruhestätte gefunden hatten. Nicht nur das Gewirr,

*) Am Grabe der Tochter hatte Schloßprediger Frege gesprochen, was Scherenberg veranlaßte, dem Alten ein Honorar zu schicken. Der aber bracht' es ihm wieder und sagte: „Scherenberg, was machen Sie nur für Unsinn. Geben Sie mir Ihre Gedichte, das ist besser. Und schreiben Sie mir was Hübsches hinein."

auch der Wunsch des Lebens lag hinter ihm. Er blieb aber umgänglich*) und menschenfreundlich, denn dies war sein eigentlichster Zug, den er nur mit dem Leben selbst verlieren konnte.

Während dieser letzten Monate sah ich ihn noch öfter und freute mich immer, wenn er so dastand und mit klugem Auge zusah, wie der Beton geschüttet oder das Asphalt-Pflaster gelegt wurde. Dann begrüßten wir uns und gingen bis zur nächsten Straßenecke zusammen, während ich, von der Seite her, den schönen Kopf betrachtete. Die Klarheit

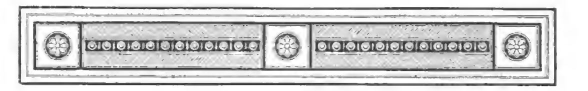
---

*) In herzlichsten Beziehungen, wie hier einzuschalten bleibt, blieb er vor allem zu seinem Bruder Hermann, desgleichen zu den Kindern und Schwiegerkindern seiner, wie mehrerwähnt, schon 1859 verstorbenen und bis dahin an den Kaufmann August Schoeneberg in Swinemünde verheirathet gewesenen Schwester Emilie. (Vgl. die Anmerkung auf S. 122.) Die Kinder dieser Ehe waren: Otto Schoeneberg, Doktor und praktischer Arzt in Berlin, August Schoeneberg, Major im 19. Feld-Artillerie-Regiment zu Torgau, Anna Schoeneberg († 1876) vermählt mit General Rautenberg. An diesen Letztren schrieb unser Scherenberg noch ein Jahr vor seinem Tode: „Daß Du Dich wohl genug fühlst, um meine Achtzig auch als Dir „verbürgt" anzusehen, freut mich. Jedenfalls wird das Vaterland mehr Gewinn davon haben, als von den Achtzig eines armen Mannes, der nun bereis seit einem Vierteljahrhundert im Eismeer erfroren festsitzt." Andere Briefe schlagen denselben Ton an. Die glücklichsten Stunden seines letzten Jahrzehnts aber erblühten unserem Scherenberg im Hause seines schon vorgenannten Neffen, des Dr. Otto Schoeneberg, der, in seinen Aufmerksamkeiten für den Oheim mit der Liebe wetteiferte, die seine zu früh verstorbene Mutter für den Lieblingsbruder gehegt hatte.

darin war fast schon Verklärung geworden und es erquickte mich jedesmal eine kleine Wegstrecke neben einem guten Menschen einhergehen zu können. Es giebt ihrer nicht allzu viele. Wir sprachen dann von alten Zeiten, aber doch auch von der Zukunft, von der er, sonst so wunschlos geworden, Eines immer noch mit einer Art Leidenschaft erhoffte: „Franklin", seine große Polar- und Eismeer-Dichtung beenden zu können. Er wurde dann mittheilsam, beinah hastig, und man sah ihm an, daß ihn Zweifel darüber quälten.

Und diese Zweifel waren nur zu gerechtfertigt: seine letzte große Arbeit blieb unvollendet.

Aber eh' ich mich seinem Heimgange zuwende, sprech' ich zuvor über seinen Charakter und die Merkmale seiner Dichtung.



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Scherenberg's Charakter.

Ein Bild von Scherenberg's Charakter zu geben, ist nicht gerade leicht, denn dieser Charakter war doch complicirter als seine Bewunderer und Freunde seinerzeit wahr haben wollten. Diese nahmen ihn als ein geniales Kind, und Friedberg, der ihn besser gekannt als irgendwer — aber ihn auch liebevoller und nachsichtiger ansah als irgendwer — schrieb über ihn im Jahre 54 das Folgende: „Scherenberg bedurfte von jeher in allen äußern, oft mit einer bis ins Barocke gehenden Genialität von ihm behandelten Dingen, einer gewissen hausbackenen Vormundschaft, damit er nicht anstoße, wie er denn überhaupt nicht nach den für die meisten geltenden Regeln, sondern als ein ganz absonderliches Menschenkind beurtheilt werden muß. Wer sich dazu nicht entschließen kann, wird ihm leicht Unrecht und noch

eher wehe thun. Und doch verdient er die zarteste Liebe, eine Liebe, wie man sie einem Kinde schenkt. Denn Scherenberg ist wirklich ein Kind geblieben! Zwar ein Kind mit grauen Haaren, aber doch mit all der Unschuld, Güte und Herzenseinfalt eines wirklichen Kindes."

So Friedberg, dem sich alle Zeitungen und Journale, die später ein Urtheil über unsern Dichter zu geben versuchten, im Wesentlichen angeschlossen haben. „Wie sein Gesicht durchleuchtet und seine ganze Haltung voll Wohlwollen war," so heißt es in einem dieser Berichte, „so war er auch in seinem Innersten ein selten guter Mensch." Und an anderer Stelle: „Scherenberg, in einer Art Gegensatz zu dem Pathos, mit dem er seine Schlachten zu schildern wußte, war so voller Milde, Freundlichkeit und Herzensgüte, daß man im persönlichen Verkehr mit ihm etwas wie Licht und Wärme, die von ihm ausgingen, zu fühlen glaubte."

Zum Schluß aber steh' aus der Citatenfülle, die hier zu geben wäre, noch das folgende:

„Von seiner zu Beginn der 50er Jahre ziemlich unbestrittenen Dichtergröße möcht' ich sagen dürfen, daß er sie zu nicht geringem Theile seinem reinen Wandel und der sittlichen Integrität seines Charakters verdankte. Es war, wie man zu sagen pflegt, kein Unthätchen an ihm, und wie auf seinem Rocke kein Stäubchen lag, so auch nicht auf seiner Seele. Was sich daneben von Streberschaft in seinem Leben gezeigt haben mag, kam in den Mitteln, die der Verwirklichung dieser Strebungen dienen sollten, über kleine

Hausmittel nie hinaus und unterschied sich gründlich von dem Vorgehen unserer der Gründerzeit entstammten Vabanque-Poeten, die, so wenig sie sonst mit den alten Germanen gemein haben mögen, ihnen doch darin durchaus gleichen, daß sie zuletzt sich selbst und ihre Freiheit auf's Spiel setzen und nichts kennen als Gewinn oder Tod."

* * *

So die Stimmen über Scherenberg, Stimmen, denen ich zunächst zuzustimmen habe, denn was darin gesagt wird, ist in allen Stücken die Wahrheit. Aber es ist nicht die ganze Wahrheit, vielmehr fehlen Züge darin, die doch nicht fehlen dürfen. So liebenswürdig er war, und so gewiß diese seine Liebenswürdigkeit auch noch seine Fehler durchdrang und sie verzeihlich, wenn nicht gar anziehend erscheinen ließ, so muß doch zugestanden werden, daß er einerseits einen krassen Egoismus und andererseits eine gewisse Schauspielerei nie ganz los geworden ist.

Bei beiden Punkten möcht' ich einen Augenblick verweilen dürfen.

Er war, wie schon in einem der ersten Kapitel hervorgehoben, eine nach ihrer Art ihren Vortheil scharf ins Auge fassende Natur, die rücksichtslos ihre Ziele verfolgte, so groß oder so klein das jedesmalige Ziel sein mochte. Hätt' es sich dabei lediglich um den bekannten Poeten-Egoismus gehandelt, der etwa derselbe wie der der Erfinder und Entdecker ist, so wäre darüber hinzugehen, weil dies eine Form

des Egoismus ist, die mit dem endlichen Triumph der Sache zusammenfällt. Ohne diese Selbstsucht würde die Welt auf ihre größten Kulturfortschritte verzichten müssen. Arkwright, als er Frau und Kinder hungern ließ, war ein Egoist, aber das Endresultat dieses Egoismus war die Arkwright'sche Maschine, die der englischen Industriewelt hunderte von Millionairen geschaffen hat. Die rücksichtslose Bethätigung des Ich, in dem, was dies Ich erstrebt, kann nicht bloß eine Größe, sondern, darüber hinaus, auch noch ein Recht und eine Pflicht sein. Aber Scherenberg hatte nicht bloß diesen Erfinder- und Entdecker-Egoismus, er war Egoist überhaupt, und erklärte sein Ich als souverän, auch in Dingen, die mit seiner Poeterei nicht das Geringste zu schaffen hatten. Alles was ihm von Anwandlungen kam, drang auf Erfüllung. Er hatte seiner ganzen Natur nach wenig Wünsche, wenn es ihm aber einfiel Wünsche zu hegen, so mußten sie respektirt werden. Er konnte sich nichts versagen, ja hielt es, im Bewußtsein seiner Allgemein-Bescheidenheit, vielleicht nicht einmal für nöthig, auch nur den Versuch dazu zu machen. An Kleinigkeiten läßt sich dergleichen immer am besten zeigen, und so mag es mir denn gestattet sein, hier eine Haus- und Familienscene zu schildern, wie sie sich, mit kleinen Abweichungen, beinahe täglich wiederholte.

Gegen 4 Uhr früh wurd' er wach, dehnte sich dann im Bett und gab Zeichen von Mißbehagen und Unruhe, bis die Tochter durch die halb offene Thür hin fragte: „Du schläfst wieder nicht, Papa?"

„Nein.“

„Willst Du was?“

„Nein. Vielleicht wenn ich etwas Kaffee haben könnte. Doch wozu? Laß nur. Steh nicht auf.“

Die Tochter, wie sich denken läßt, stand doch auf und machte nicht nur Kaffee, sondern ging auch treppab, um ihm, aus dem gegenüber gelegenen Bäckerladen, ein paar frische Semmeln zu holen.

Und nun nahm das Gespräch seinen Fortgang.

„Ach, Kind, Du bist doch wieder aufgestanden.“

„Ich thu' es ja gern, Papa. Und was ist es denn auch? Wenn ich mir dagegen die armen Leute vorstelle, die unten mit der Pickaxt das Eis aufhauen und den Schnee fortschippen müssen. Und ist erst halb fünf.“

„Freilich, freilich . . . Weißt Du 'was, Guste, Du könntest ihnen 4 Groschen 'runterbringen, daß Sie sich 'was Warmes kaufen. Du hast Recht. Das arme Volk. Es ist ein Jammer.“

Und nun ging die Tochter, um den Schneeschippern die 4 Groschen zu bringen. Und woher das alles? Ihn wandelte plötzlich die Laune an, daß es doch etwas Hübsches sein müsse „wohlzuthun und mitzutheilen“ wie's in der Bibel heißt, und um den armen Leuten unten eine Freude, vor allem aber sich selber das Behagen einer geleisteten Wohlthat zu machen, mußte die Tochter bei zehn Grad Kälte zum zweiten Mal auf die Straße, blos damit

„Väterchen" im Gefühl geleisteter Menschenfreundlichkeit behaglich weiter schlafen könne.

Diese Form eines ebenso naiven wie rücksichtslosen Egoismus zieht sich durch sein ganzes Leben hin, und wer die voraufgehenden Kapitel, insonderheit das zweite: „Das Leben in Magdeburg" noch in Erinnerung hat, dem kann kein Zweifel darüber sein, daß dieser liebenswürdigste der Menschen zugleich auch ein Allerselbstsüchtigster war.

Unter Poeten leider die Regel.

In Bezug auf diese Selbstsuchtsfrage werd' ich selbst in dem kleinen Kreise der Scherenberg-Enthusiasten auf nicht allzu lebhaften Widerspruch stoßen. Anders aber verhält es sich mit der Frage nach seiner Schauspielerei. Doch glaub' ich auch hier meiner Sache ziemlich sicher zu sein.

Friedberg spricht von einer „ans Barocke streifenden Genialität", und mit Recht. Aber die Frage drängt sich auf: „war diese barocke Genialität immer echt?" Nein. Alle diese Dinge waren vielfach berechnet und gewollt, nicht in dem Sinne, daß er sich das Barocke direkt herausgeklügelt hätte, nein, der Unterschied zwischen ihm und der Majorität der Menschen bestand lediglich darin, daß er Einfälle, die das Hirn Andrer auch aufschießen läßt, nicht als Unkraut wegwarf, sondern als Zierpflanzen groß zog, einfach weil er wußte, daß es einen Werth habe, vor aller Welt als „Original" zu gelten. Einzelne der von ihm erzählten Anekdoten tragen den Stempel davon an der Stirn. Er beschränkte sich aber nicht auf Originalität-Inscenirung, son-

dern zeigte sein Komödienspiel*) auch anderweit, so beispielsweis in einer ganz merkwürdigen Geschicklichkeit, mit der er, während er anscheinend leichte Conversation machte, für seinen Ruhm und sein Ansehn zu sorgen wußte. Die Kunst des „wie von ungefähr Eintröpfelnlassens" verstand er geradezu meisterhaft und wenn ich, Anfang der 50er Jahre, Thiergartenspaziergänge mit ihm machte, während welcher ich vielleicht über Sybel, Heyse, Geibel und den gerade damals in München gegründeten Dichter und Gelehrten-Hof plauderte, so durft' ich sicher sein, parenthetisch in Erfahrung zu bringen, daß irgend ein König oder Prinz einen neuen Huldigungsbrief an ihn gerichtet oder irgend ein berühmter Verleger sich um ihn beworben habe. Dergleichen thun wir Alle, weshalb ich mich, wenn dies und Aehnliches blos Ausdruck einer Durchschnitts-Eitelkeit gewesen wäre, sicherlich gehütet haben würde, viel Wesens davon zu machen, Scherenberg aber spielte sich beständig auf den hoch darüberstehenden Ride si sapis-Mann, auf den Philosophen und Karthäusermönch hin aus, dem diese Bestrebungen gleich-

*) Ich verwahre mich an dieser Stelle nachdrücklichst dagegen, als ob mit dem Worte „Komödienspiel" etwas besonders Schlimmes gesagt sein sollte. „Welch bedeutender Mensch," so schreibt H. Heine, „wäre nicht ein Bischen Charlatan? Wer gar auf die Menge wirken will, bedarf einer charlatanischen Zuthat." Und schon König Friedrich Wilhelm I. sagte: „Wir spielen alle Komödie, nur die Rollen sind verschieden." Der, zu dem er es sagte, nahm es freilich übel. Es war aber auch ein humorloser Professor.

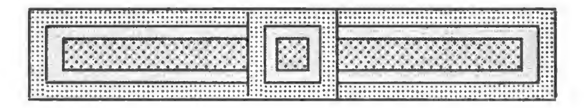
giltig oder lächerlich seien. Und dies war keineswegs der Fall.

Manche die dies lesen, werden über meine Bemerkungen den Kopf schütteln und im Gegensatze dazu von unseres Dichters großer Bescheidenheit zu sprechen wissen, worauf ich einfach erwidere, daß er, wie jeder kluge Mensch, im Letzten unzweifelhaft auch bescheiden war. Aber ebenso zweifellos ist es mir, daß er die Bescheidenheit, ähnlich wie die Zerstreutheit, die Vergeßlichkeit, die Gleichgültigkeit, vielfach auch als bloße Rolle spielte. Ja selbst die Unpünktlichkeit gehört hierher. Letztere freilich lag ihm zu bequem, als daß er sie blos hätte spielen sollen.

Alles in Allem, es fanden sich in seiner freundlich-vornehmen und zugleich harmlosen Natur auch Unharmlosigkeiten in Menge. Wenn ihre Zahl aber auch noch größer gewesen wäre, er war und blieb doch ein herrlicher und entzückender Mann, der liebenswürdigsten einer, und keinen hab ich gekannt, der in seiner keuschen und lichtvollen Persönlichkeit so den Eindruck des Echt-Germanischen, so den der direktesten Abstammung von Gott Balder gemacht hätte, wie er.

Zum Schluß aber mögen hier ein paar Zeilen stehen, die mir Leo Goldammer, einer seiner Vertrautesten, über ihn schrieb. „Sie fragen mich nach Scherenberg! Meine Bekanntschaft mit ihm, den ich meinen Meister, Freund und Bruder nennen durfte, datirt vom 18. März her.

Eigentliche, commentmäßige Brüderschaft haben wir nie geschlossen, aber er nannte mich sehr bald schon Du, was ich meinerseits nicht zu erwidern wagte, bis er mir einmal sagte: „Ich glaube, Du hältst Dich für zu gut, mich zu duzen.“ Da flog ich ihm an den Hals .... Dieser Mann war das größte Glück, durch das mein Lebensgang erhellt wurde.“



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Scherenberg's Dichtungen.

Scherenbergs Dichtungen erschienen in folgender Reihenfolge:

Gedichte; 1. Auflage bei Th. Fr. Chr. Enslin, Berlin 1845; 2., 3. und 4. Auflage (1869) bei A. W. Hayn, Berlin.

Ligny; 1. Auflage 1846; 4. Auflage 1870, Berlin, A. W. Hayn.

Waterloo; 1. Auflage 1849; 6. Auflage 1869, Berlin, A. W. Hayn.

[Fr. v. Holtzendorff, wie ich hier einschalten möchte, war durch „Waterloo" so begeistert, daß er es ins Englische übersetzte (1853) und nach London ging, um daselbst einen Verleger zu suchen. Bunsen, an den er Empfehlungen hatte, war ihm dabei mit Rath und That behilflich. Aber

es mißlang aus zwei Gründen, einmal weil der dem alten Blücher in der Waterloo-Dichtung zugetheilte Ruhmesantheil die Engländer verletzte, sodann weil man fürchtete, daß das alliirte Frankreich (es war kurz vor Ausbruch des Krimkrieges) an der Wiederbelebung erlöschender Erinnerungen Anstoß nehmen könnte. Welch feiner buchhändlerischer Instinkt, oder, was freilich noch wahrscheinlicher, welch glücklich erdachter Ablehnungsgrund! Scherenberg sowohl, wie F. v. Holtzendorff, hatten große Hoffnung auf diese Uebertragung ins Englische gesetzt.]

Leuthen; 1. Auflage 1852; 3. Auflage 1869, Berlin, Franz Duncker.

Abukir; 1. Auflage 1854; 2. Auflage 1855, Berlin, Franz Duncker.

Hohenfriedberg; 1869, Berlin, Franz Duncker.

Von der Publikation seiner nachgelassenen großen Dichtung „Franklin" ist vielfach die Rede gewesen, ohne daß sich dieselbe bisher verwirklicht hätte. Die Beschäftigung damit — denn „Hohenfriedberg" gehörte, wenigstens im ersten Entwurf, einer früheren Zeit an — füllte die letzten 25 Jahre seines Lebens beinahe vollständig aus, was schließlich im Kreise der Freunde zu dem Scherzwort führte: „Scherenberg sei mit eingefroren, und die Recherchen der Aufsuchungs-Expedition hätten sich nicht bloß auf Franklin, sondern auch auf seinen Dichter zu richten." In der That, er thürmte ganze Berge von Manuskript um sich her auf, so daß, als einmal aufgeräumt wurde, mit seiner ausdrück-

lichen Bewilligung „elf Körbe voll Eismeer“ auf den Boden getragen wurden.

Und wie sein „Franklin“, so wurden auch seine Dramen umsonst geschrieben. Nichts davon ist an das Licht der Welt und noch weniger an das der Lampen getreten.

* * *

Seine Produktionskraft war enorm und sah sich nur noch von seinem Fleiß übertroffen. Er saß, wie Firdusi, beständig am „Webstuhl der Dichtung“ und die sechs kleinen Bände, die von ihm vorliegen, geben, wie schon angedeutet, auch nicht annähernd eine Vorstellung von der reichen Fülle dessen, was er schuf.

Und wie waren nun Werth und Charakter seiner Dichtung überhaupt?

Ich lasse zunächst einen Anonymus sprechen, der sich in seinem Urtheile, wenn auch thatsächlich etwas zu streng verfahrend, augenscheinlich der Unparteilichkeit befleißigt.

„Es hat etwas Wehmüthiges,“ so schreibt derselbe, „lange Jahre hindurch ein Talent sich abmühen zu sehen, ohne daß es diesem gelingt, aus jener verborgenen Sphäre, wo es für Fleiß und guten Willen keine Kränze giebt und zwölf immer ein Dutzend ausmachen, zur individuellen Geltung hindurchzu dringen. Solche Stiefkinder des Glücks scheinen dazu geboren zu sein, sich nie von Herzen freuen zu dürfen, selbst dann nicht, wenn der Ruhm sich entschließt, sie zu gutem Ende noch nachträglich an seinen Tisch zu laden. Die

lange Dunkelheit läßt sie das plötzlich in ihre Mansarde dringende Licht fast als Schmerz empfinden. Noch viel trauriger aber ist es, wenn das Glück diese verspätete Zahlung wieder zurückfordert und sich darin gefällt, den reichen Mann nochmals als Bettler vor sich erscheinen zu lassen. Das berührt dann wie frevelhafte Laune und wer ihr unterliegt, hat wohl Anspruch an unsere Theilnahme. Ein solches Opfer des Schicksals ist Chr. Friedrich Scherenberg, der Dichter des Waterloo, mit dem das Glück ein schnödes Spiel trieb, indem es ihn bis zur Mittagshöhe des Lebens verachtete, dann auf einmal, wie zur Probe, hätschelte und schließlich als unbrauchbares Material bei Seite warf."

So die Einleitung.

Der Anonymus fährt dann fort: „Die Anstrengungen des Dichters gingen stets nach einer ganz bestimmten Richtung, von der wir uns längst entfernt haben. Wir anerkennen die Kriegslyrik der Befreiungsjahre wie des letzten französischen Krieges, wir verstehen die politische Lyrik der vierziger Jahre, weil aus ihnen der geschichtliche Geist jener Zeiten vernehmlich zu uns spricht. Was der einzelne sang und kündete, lebte gleichzeitig in der Brust der ganzen Nation. Scherenbergs Poesie dagegen ist nicht lyrisch, sondern episch, nicht politisch sondern rein militärisch. Zur Lyrik fehlt ihr jeder Duft und Schmelz, die Innigkeit des Gefühls, die Musik der Sprache, und um nach der politischen Seite hin unseren Forderungen zu genügen, dazu mangelt

es dem Dichter wieder an tieferem Geist und Verständniß. Als Scherenberg sein Waterloo erscheinen ließ, war gerade das „tolle Jahr" ins Land gezogen und man darf sagen, zwischen dem Schreibtische des Dichters und der Bühne der Geschichte gab es keinen Zusammenhang. Vielmehr muß die Verherrlichung militairischer Erfolge in einer Epoche des Bürgerkriegs als sehr wenig zeitgemäß angesehen werden. Die Gegenwart wollte sich nicht im Anschauen des Vergangenen beruhigen, sondern drängte mit aller Macht in die Zukunft. Scherenberg's Schicksal war es aber, sich nie von einer Zeitschwinge tragen zu lassen, und nur ein einziges Mal gelang es ihm und zwar durch die brennenden Farben, mit denen er sein erstes Schlachtengemälde ausführte, Aufsehen zu machen und sich von dem Banne zu befreien, der auf seinem Leben zu lasten schien, von dem Bann und Schicksal: „im Haine der deutschen Literatur wie Goethe's Veilchen in sich gebückt und unbekannt zu bleiben."

„Und doch," so beginnt der Kritiker sein strenges Urtheil zu modeln, „die Persönlichkeit des Mannes war bedeutend, eine Persönlichkeit, die in seiner Kunst nur unvollkommen zum Ausdruck kam. In einer Zeit, in der man das Publikum fast nur mit süßen Lebkuchen nährte, setzte Scherenberg den ganzen Schwung einer mächtigen, hinreißenden Begeisterung ein. Sein „Waterloo" und Redwitz' „Amaranth" fallen auf dasselbe Jahr (1849), aber die Dichtungen stehen sich gegenüber wie Pulverdampf und Weihrauch, wie gesundes

Gottvertrauen und süßliche Frömmelei, wie männlicher Muth und weibliche Sentimentalität. Unsere Literatur drohte gänzlich zu versimpeln, es mußte wieder ein großer Zug in sie hineinkommen, eine Kraft, die — wenn nur überhaupt ihren Namen verdienend — im Uebrigen roh und unkünstlerisch sein durfte. Nun wollen wir nicht sagen, daß Scherenberg allein diesen Umschwung zuwege gebracht habe, ganz bestimmt aber hat er mit „Waterloo" Theil daran genommen. Indem seine Muse mit ganzen Regimentern, mit Hurrahruf und Kanonendonner vorrückte, blieb eine Menge literarischer Nippsachen unbeachtet, die sich sonst hervorgedrängt hätte.

„Freilich", so heißt es weiter, „was für ein langer mühseliger Weg bis zu diesem ersten und einzigen großen Erfolg! Scherenberg hatte das 50. Jahr schon überschritten, als er anfing genannt zu werden. Bis dahin gab es für ihn nur drückende Sorgen aller Art: Sorgen um das liebe Leben, das sich mit dem bloßen lyrischen Erwerb nicht einverstanden erklären wollte, Sorgen um eine geistige Durchbildung, mit der es bei so kümmerlicher Existenz nur langsam vorwärts ging und die doch, in Anbetracht dessen, was er zu erreichen hoffte, nicht vernachlässigt werden durfte. Das bunte, wechselvolle Leben, das er führen mußte, gab ihm niemals den idyllischen Frieden*) ohne den ein Dichter nicht

*) Gerade den „idyllischen Frieden" hatte er wie selten ein Sterblicher. Ueberhaupt, viele Stellen dieser Kritik — so sehr sie sich, um es zu wiederholen, der Unparteilichkeit befleißigt — zeigen doch zu gelegentlichem Nachtheile derselben, daß der Herr Verfasser unseren

existiren kann. Als Handlungsdiener gab er 1845 ein Bändchen Gedichte heraus, das aber, nur von diesem zu jenem Freunde wandernd, ohne rechten Erfolg beim großen Publikum blieb. Erst als des Autors Name durch sein

---

Dichter nicht gekannt und mehr oder weniger unter dem Einflusse der alten Scherenberg-Legende: „Ladenjüngling," „auf Tüten geschrieben," „ungebildet" 2c. gestanden hat. Das Alles ist nun aber nicht nur thatsächlich falsch, sondern führt auch (und das ist das Schlimmere) zu einer falschen, unseren Dichter schädigenden Beurtheilung seiner Poesien. Goethe durfte sagen: „Was soll all der Schmerz und Lust" — ich möcht' es aber nicht Jedem rathen, ein Gleiches zu thun. Was dem Hoch- und Höchst-Potenzirten zur Tugend angerechnet wird, und mit Recht, das dient umgekehrt leicht dazu, den niedrigen Bildungs- und Geschmacksgrad eines „unter Durchschnitt" Stehenden zu beweisen. Scherenberg war nun aber, ganz im Gegensatz zu der landläufigen Annahme, durchaus nicht „unter Durchschnitt". Im Gegentheil, er war überaus gescheidt, eminent geistreich, in hohem Maße belesen, und hat sich mit „Bildungs-Aengsten" nie abgegeben, weil zu solchen Aengsten gar keine Veranlassung für ihn vorlag. Er übersah vielmehr die große Mehrzahl der seinen Umgang bildenden Menschen, trotzdem es eine Elite war, mit der er verkehrte. Und wie er Bildungs-Aengste nicht kannte, so auch, aller Sorgen unerachtet, nicht Lebens-Aengste. Zwei Jahre lang, von 1838 bis 40, lebte er von Thiergartenpilzen und einer Art Bettelbrod, aber auch in dieser furchtbaren Zeit verlor er nie die Haltung. Er war eben, trotz aller ihm anhaftenden und in unserem vorigen Kapitel ausführlicher erwähnten Schwächen, in erster Reihe grundvornehm, frei, Dichter und Philosoph, und ich habe ihn nie den Kopf hängen sehen. Hätte das Bild eines solchen Mannes vor der Seele des Kritikers gestanden, so würde sich manches in seiner Auffassung vielleicht günstiger gestaltet haben.

Waterloo bekannter wurde, war eine günstige Rückwirkung auf seine Lyrik zu verspüren.

„Sehen wir diese „Gedichte“ heute nach einem Vierteljahrhundert an, so wecken Sie weder unseren Haß noch unsere Liebe. Es fehlt ihnen vor allem der süße Zauber, der den Leser bezwingt und ihn alles um sich her vergessen lehrt. Scherenberg mußte hier der Form Zugeständnisse machen, die ganz wider den Strich seiner Begabung gingen. Wenn er seiner Phantasie freien Lauf lassen konnte, unbehindert durch die Gesetze der Metrik und des Reimes, fühlte er sich wohl, wenn er sie anerkennen mußte, war er verlegen und beengt. Dem künstlerisch erzogenen Poeten ist die Form Nothwendigkeit und ihre Schwierigkeiten zu besiegen ist ihm ein Vergnügen. Aber auch mit den Stoffen selbst findet sich Scherenberg nicht immer zurecht. Poeten wie Anastasius Grün, Karl Beck, Emanuel Geibel haben die Eisenbahn besungen; jene beiden sahen in ihr eine Manifestation des Zeitgeistes, der freiheitsbrausend vorwärts eilt, dieser läßt im „Mythus vom Dampf“ den Titanen sich gegen das von den Menschen ihm auferlegte Joch sträuben und ihnen mit Untergang drohen. Aber wie man auch das Thema fassen möge, man darf es keinesfalls blos sentimental und unter Anrufung der alten Postwagenpoesie betrachten. Der moderne Mensch hat hier die Pflicht modern zu empfinden und den großen Zusammenhang herauszufühlen, in den die Eisenbahn die Menschen bringt. Scherenberg bleibt aber vor dem großen Gegen-

stande klein und dürftig. Besser geht es mit seinen Balladen, in denen sich sein episches Talent bereits anmeldet und die oft einen düstern unheimlichen Ton anschlagen. Am Erfreulichsten nimmt sich jedoch sein Talent auf dem Gebiete des Humors aus, der dann später, in frischerer und derberer Gestalt, in seine großen Schlacht-Epen übergegangen ist.

„Endlich nach Enttäuschungen und Entbehrungen aller Art kam der schon erwähnte Lichtblick, das Jahr 1849, das ihm sein „Waterloo" schenkte. Man las und lobte das Gedicht, fand es von echter Begeisterung inspirirt, und Friedrich Wilhelm IV., dem die Rhetorik wohlthat, nahm sich des Autors an und gab ihm eine Bibliothekarstellung im Kriegsministerium. So viel über das Aeußerliche.

„Was war nun die Grundlage dieses plötzlichen Ruhmes? Vor Allem der große Wurf, der Zug zum Monumentalen. Mit starker Hand war eine Anzahl von Figuren wie aus Granit herausgehauen; zwar gebrach es überall an einer letzten Feile, dieses oder Jenes war schief gerathen oder wohl gar verunglückt, aber dem Ganzen konnte man einen Grad von Erhabenheit nicht absprechen. Dabei schien sich der Fehler der Formlosigkeit an vielen Stellen in einen Vorzug zu verwandeln, denn er ließ dem Auf- und Abwogen der Bilder den freiesten Spielraum. Scherenberg hat sich in seinem ersten Schlachten-Epos eine eigenthümliche Art von fünffüßigen Jamben gebildet, mit denen er losstürmt wie ein Feldherr mit seinen Soldaten. Aber sobald er in Hitze geräth, löst sich bei ihm alles zur reinsten Will-

für auf, die Verse purzeln durcheinander, beschädigen sich gegenseitig, stehen auf dem Kopf und bilden ein wildes Durcheinander, das keinen andern Zweck als das in großen Zügen entworfene militärische Bild hat. So kommt ein Wand-, ein Frescobild zu Stande, dem man innerhalb der Grenzen, die seine Mängel ihm ziehen, Bedeutsamkeit und Wahrheit nicht absprechen kann. Es finden sich Schilderungen im „Waterloo", bei denen man das Dröhnen des Bodens, die Erschütterung der Luft zu hören, das Aufmarschiren der Regimenter zu sehen, den Pulverdampf zu riechen glaubt. Wer Scenen, wie beispielsweise den Reiterkampf auf Mont St. Jean liest, wird den Eindruck haben, als ob die Buchstaben sich aufrichteten, um sich direkt in die Dinge zu verwandeln, die mit ihrer Hilfe erzählt werden sollen. Aus eben diesen Stellen erhellt auf das Unwiderleglichste, daß in Scherenberg eine dichterische Phantasie stak, die er nicht künstlich zu schüren brauchte. Leider aber stockte sie ganze Seiten lang, um, wie bei allen Naturen, die keine künstlerische Ueberzeugung, sondern nur einen glücklichen Instinkt haben, den trockensten Auseinandersetzungen Platz zu machen. Dann kam wieder eine Reihe kühner Metaphern, und in diesem ungleichen Tempo lesen sich alle Scherenberg'schen Epen zu Ende, nur mit dem Unterschiede, daß sich alle guten Eigenschaften, die man in Waterloo hervorheben kann, in den folgenden Dichtungen in bloßer Verdünnung vorfinden. Leuthen und Hohenfriedberg sind überwiegend gereimte Chroniken, höchstens daß in „Abukir" ein

frischer Ton durch die Schilderungen des Meeres hineinkam. Die letzten Sachen, bei denen nicht nur die Phantasie, sondern auch die Sprache verknöchert war, schrieb er bereits als Greis. Wenn ihm früher Wortbildungen gelangen, die mitunter bezaubernd wirkten, obwohl sie sich in keinem Wörterbuch der deutschen Sprache fanden, so ward er jetzt manierirt und gequält. So lesen wir beispielsweis in Hohenfriedberg: Fuchtelaufschmeißer, Windschwert, Sehgewehr, Todtenraschschrittsschwadron und viel Aehnliches noch. Außerdem machte die Manier technische Ausdrücke zu gebrauchen und die Verse mit Fremdwörtern zu spicken, die letzten Arbeiten Scherenberg's sehr schwer lesbar.

„Aber nicht nach den Fehlern allein wird man diesen Dichter beurtheilen dürfen. Einmal, in Waterloo, mischten sich die Elemente in ihm derartig, daß man einen künstlerischen Eindruck empfängt, nur leider daß sich seine Phantasie darin erschöpft zu haben schien und immer mehr im Kampfe mit einem unentwickelten Geschmack und einer ungeläuterten Form unterlag, die nun 'mal die schädigenden Beigaben der Muse dieses Dichters sind."

* * *

Vieles in dem vorstehend Citirten ist zutreffend, und wenn Scherenberg nichts geschrieben hätte, wie seine Schlachten-Epen, so würde sich gegen diese kritische Stimme nicht allzu viel Einspruch erheben lassen. Der Hauptaccent bei Scherenberg ist aber auf seine Gedichte zu legen, auf seine Ge-

dichte, die der Anonymus im Einzelnen zwar anerkennend, im Ganzen aber doch als etwas Nebensächliches erwähnt. Und in diesem wichtigen Punkte weiche ich vornehmlich von ihm ab. Er sucht unseres Scherenberg's Talent nicht da, wo's recht eigentlich liegt. Waterloo, so grandiose Stellen es aufweist (wohin ich namentlich die situationsschildernde Einleitung rechne)*), schuf ihm, alles in allem, dach blos

---

*) Diese berühmte, seinerzeit vielcitirte „Einleitung" lautet:

»Jacta est alea« — Entweder, oder"
Spricht der gefang'ne Cäsar der Franzosen
Auf Elba, seinem gnadenreichen Kerker,
Steht auf, schlägt um die Schulter seinen Purpur,
Tritt über die geschmeid'ge Wogenwand
Hinweg an Bord der Inconstantia,
Vertrauend ihrem Segel seine Sterne,
Durchschifft den salz'gen Rubikon und steuert
In San Juan, den Port nach Wüstenfahrt,
Berühret Frankreich, seine alte Erde,
Wächst, ein Antäus, Haupt um Haupt von Schritt
Zu Schritt, wirft seinem horstverwies'nen Adler
Den Purpur auf die rost'gen Schwingen, der,
Durchzuckt vom Strahle seines alten Gottes,
Kreist auf, hebt wolkenhoch beseelten Fittich
Und trägt vor seinem Donnerer den Blitz,
Sein flatternd Trikolor von Thurm zu Thurme,
Bis auf die Thürme fort der „Notre-Dame."

Nach der Seite „poetischer Situationsschilderung" können diese Zeilen nicht leicht übertroffen werden, aber doch, auch hier wieder, immer mit der Einschränkung, daß das Erfassen der Situation als

einen Tagesruhm, seine Gedichte dagegen werden bleiben, all ihrer Mängel unerachtet, und in Nachstehendem wird mir der Versuch eines Nachweises obliegen, worin denn eigentlich die besondere Schönheit oder richtiger noch die nachhaltige Bedeutung dieser Gedichte zu suchen ist.

Die Bedeutung der Scherenberg'schen Gedichte liegt ganz einfach in ihrer Originalität, die so groß ist, daß wir gar keine Poeten haben, auch die größten mit eingerechnet, die nach dieser einen Seite hin ihm gleichkämen oder ihn wohl gar überträfen, ein Ausspruch, in dem man sich — gleichviel nun, ob unter Zustimmung oder nicht — wenigstens zurechtfinden wird, wenn ich hinzufüge, daß ich beispielsweis die zwei berühmtesten Balladen unserer Literatur: den „Erlkönig" und die „Lenore" nicht als absolut originale Schöpfungen ansehe. Beide sind unendlich schön, aber doch voll Anlehnung an eine bestimmte nordische Balladenform, die längst vor ihnen existirte, so daß sie zwar als

---

solcher um vieles bedeutender ist, als der poetische Ausdruck dafür. Das »Jacta est alea« zu Beginn, das antäushafte Wachsen des „Empereur" von dem Augenblick an, wo sein Fuß den Boden Frankreichs wieder berührt, das Vorauffliegen des „horstverwies'nen" Adlers von Thurm zu Thurme bis auf die Thürme von Notre-Dame, — das alles ist schön und groß, aber inmitten all dieser Schönheit und Größe stören doch wieder jene Geistreichigkeiten, die Scherenberg's Dichtung überall hin begleiten und zum Theil nicht recht passen, zum Theil unverständlich sind. (Vgl. S. 68 König Friedrich Wilhelms IV. Aeußerungen über ähnliche Scherenberg'sche Dunkelheiten.)

höchste Blüthen ihrer Art und Gattung, aber nicht als neue Gattung selbst dastehen. Es war dergleichen schon vorher da, wenn auch von minderer Schönheit und Tiefe. Das Wesen der Scherenberg'schen Gedichte besteht nun aber, im Gegensatze dazu, gerade darin, daß sie gar keine Verbindung mit etwas vorher Dagewesenen aufweisen, und gleichsam losgelöst von der Ueberlieferung, in Inhalt und Form (jedenfalls in letzterer) die Welt, die wir Poesie nennen, so zu sagen von Neuem aufzubauen anfangen. Der Leser lese Dichtungen wie „Der verlorene Sohn", wie „Bruder Stromus", „Aprilfrost", „Zeit und Volk" ꝛc. und stelle sich dann vor die Frage: „ob ihn diese Dichtungen an etwas je vorher Gelesenes erinnern?" Ich bin sicher, daß er sich die Frage mit einem nein beantworten wird. Originelle Dichtungen sind nun freilich noch lange nicht schöne Dichtungen, und dem Grundwesen der Kunst nach, wird das blos Originelle hinter dem Schönen immer zurückzustehen haben. Gewiß. Und ich bin der Letzte, der an diesem Fundamentalsatze zu rütteln und zu rühren gedenkt. Andererseits aber krankt unsre Literatur — wie jede moderne Literatur — so schwer und so chronisch werdend an der Doublettenkrankheit, daß wir, glaub' ich, an einem Punkt angelangt sind, wo sich das Originale, wenigstens vorübergehend, als gleichberechtigt neben das Schöne stellen darf. In Kunst und Leben gilt dasselbe Gesetz, und wenn die Nachkommen einer zurückliegenden großen Epoche das Kapital ihrer Väter und Urväter aufgezehrt haben, so

werden die willkommen geheißen, die für neue Güter Sorge tragen, gleichviel wie. Zunächst muß wieder was da sein, ein Stoff in Rohform, aus dem sich weiter formen läßt. So haben die mehr oder weniger tabula rasa vorfindenden Quattrocentisten den Stoff geschaffen für das Vollendete, das nach ihnen kam, und die Welt, nachdem jene Stoffspender schon halb vergessen waren, hat sich nachträglich zur Dankbarkeit auch gegen sie bekehrt. Ein solcher neue Stoffe spendender und neue Wege bahnender Künstlergenius war auch Scherenberg. Und nach dieser einen Seite hin liegt seine bis zur Stunde noch lange nicht zur Genüge gewürdigte Bedeutung.

* * *

Der Einzige, der, von Anfang an, diese mit der Frage „schön oder nicht schön" in kaum irgend welcher Verbindung stehende Bedeutung Scherenberg's erkannte, war H. von Orelli.

Derselbe schrieb schon 1860 in einer damals veröffentlichten Broschüre: „Scherenberg's Dichtung ist durch einen Ernst charakterisirt, der sich von all jenen Freuden der Geselligkeit und Liebe fernhält, womit andere Poeten ihre Schöpfungen auszustatten pflegen. Zugleich zeugen seine Gedichte von einer einzig dastehenden Unbefangenheit des Schaffens. In der That, unseres Dichters eigentlichste Größe beruht auf der absichtslosen Wahl seiner Gegenstände. Seine bald perlende, bald stammelnde Form

voller Härten, sein Naturalismus, dem gegenüber jede gewähltere Form des Südens leicht als erkünstelter Unsinn erscheint, verbunden mit einer künstlerischen Phantasie, die die starrsten Verhältnisse der trocknen Wirklichkeit mit einem lebendigen Athem beseelt, ergeben einen eigenthümlichen, einer allertiefsten Quelle entströmenden Dichterberuf. Scherenberg, entschiedener noch als Goethe, kennt kein anderes Ziel, als das, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben," und wenn Gervinus die neueren Poeten mit der Aeußerung höhnte, „seit unserer klassischen Periode habe es keiner mehr gewagt, anf den Ocean hinauszufahren," so können wir auf Scherenberg verweisen, der die hohe See mit eigner Kraft und sicherer Kunde befährt."

So H. v. Orelli.*)

---

*) In einer Anmerkung möcht' ich hier, um ihrer geistreich behandelten Anthithese willen, auch noch eine Parallele geben dürfen, die H. v. Orelli zwischen Scherenberg und Jean Paul zieht. „Ein Naturalist wie Scherenberg wechselt in seiner Vortragsweise nicht nach dem Gegenstande an sich, sondern nach den Eindrücken, die der Gegenstand in ihm hervorruft. Und dem Charakter dieser Manier nach, zählt Scherenberg zu den tiefsten Humoristen, ganz wie Jean Paul, der, an einer hergebrachten künstlerischen Form gemessen, ganz elend und klein erscheinen müßte, während er uns groß entgegentritt, sobald wir nach dem Grund seiner unkünstlerischen Zersplitterung forschen . . . Scherenberg und Jean Paul sind beide Originale, die sich ihre Frische bis ins höhere Alter hinein bewahrt haben. Beide bringen das Große und das Kleine in schneidenden Contrast und

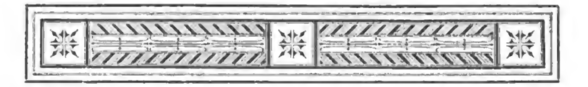
Ein Wort noch unbedingterer Huldigung aber möge den Schluß dieser kritischen Betrachtung machen. „Ich, für meine Person," so schreibt mir ein durch Jahrzehnte hin dem Widmann-Orelli'schen Kreise zugehöriger Freund, „halte Scherenberg — auch die großen Leute des vorigen Jahrhunderts mit eingerechnet — für den bedeutendsten epischen Dichter deutscher Nation, sowohl nach Inhalt wie nach *Form*, trotzdem ich wohl weiß, wie sehr er um der Schwerfälligkeit und Holprigkeit eben dieser letztern willen, getadelt worden ist. Seine Composition ist großartig, voll eines hohen *gesunden* Pathos, die Ausdrucksweise kühn, originell, schwunghaft, voll seltsamer Bilder, neuer Wortbildungen und Wortzusammensetzungen. Ueber allem aber und dies scheint mir das Höchste, ruht eine *weihevolle*

---

erheben einzelne und zufällige Züge zu tiefster Bedeutung; beide leiden an Pressungen und Häufungen, an einem Mangel des Geschmacks, und versteigen sich in der Offensive nicht über die harmlose Satire. Sonst aber bilden sie, nach ihren übrigen Eigenschaften, wieder den Gegensatz ihrer verschiedenen Zeiten. Die künstlerische Composition und die Plastik sind Scherenberg's größte Vorzüge und Jean Paul's größte Mängel: jener bewegt sich am leichtesten auf der großen Bühne der Völker, dieser in der kleinen Alltagswelt des Einzelnen. Scherenberg bedient sich stets der rhythmischen Form, während sie Jean Paul mit gleicher Regelmäßigkeit vermeidet, jener erwartet alles von den Kräften und neigt sich zum Pessimismus, dieser alles von den Ideen und bleibt Optimist. Endlich, während Scherenberg sich an die Männer wendet und meistens einer männlichen Kühle begegnet, wendet sich Jean Paul an die Frauen, die für ihn schwärmten."

Stimmung, ja sein Ernst und seine Würde steigern sich bis zur Erhabenheit. Wie tief und ergreifend beispielsweise die Schlußworte seines Waterloo:

„Und heilig ist das Unglück!
Wenn Götter strafen, weine der Mensch und lerne.
Nicht Fabel ist es, nur Vergangenheit,
Und was geschah kann wiederum geschehn.“



Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Scherenberg's Tod und Begräbniß.

Kehren wir in unserm letzten Kapitel zu Scherenberg's Lebens-Ausgang zurück.

Schon Ende der 70er Jahre war er von kleinen Schlaganfällen heimgesucht worden, aber er erholte sich immer wieder und schrieb noch, Oktober 80, in seinem ihm immer treubleibenden guten Humor:

> Anklopfte bei mir Vetter Hain;
> Da rief ich unverfroren statt ‚herein‘
> „A bissel warten noch mit dem Besuche.“
> „„Noch warten?““ brummte der. „„Laut Kirchenbuche
> Sind Wohlgeboren über achtzig doch!““
> „Ja leider!“ seufzt' ich, „aber's macht sich noch.“

Ja, ‚es machte sich noch‘, seine gute Natur verhalf sich und ihm immer wieder zum Siege, bis ihn endlich, am 1. September 81, seine letzte Krankheit befiel. Der Wunsch

der Seinen, ihm die bestmögliche Pflege zu geben, veranlaßte seine Ueberführung nach dem „Asyl Schweizerhof“ bei Zehlendorf, dessen ärztlicher Leiter, Doktor Lehr, nicht nur dem Dichter persönlich, sondern auch der Familie desselben befreundet war.*)

Brieflichen Mittheilungen entnehm' ich über diese seine Zehlendorfer Tage das folgende: „Während der letzten Woche seines Lebens befand er sich in Zehlendorf bei Dr. Lehr, woselbst er von den Damen des Hauses, die eine große Liebe für ihn hatten, auf's Herzlichste gepflegt wurde. Sein Zustand war nicht derart, daß er das Bett zu hüten gehabt hätte. Viele Stunden unruhig im Zimmer auf und abschreitend, war er in seinem Geiste nur noch mit zwei Fragen beschäftigt: „ob er seinen Franklin beenden und ob er aus seiner Zehlendorfer Krankenstube noch einmal in seine Berliner Arbeitsstube zurückkehren werde?“ Wog die Sorge vor, daß der „Franklin“, der durch zwei De-

*) Scherenberg verkehrte bei Dr. Lehr schon seit Anfang der 60er Jahre, zu welcher Zeit er aufgefordert worden war, einige Vorlesungen im „Asyl Schweizerhof“ zu halten. Dieser Aufforderung gern nachkommend, wurd' er binnen Kurzem der Liebling aller alten und jungen Damen des „Asyls“, bei denen denn auch die Scherenberg-Soireen alsbald als besondere Festtage galten. Dr. Lehr selbst nahm an der allgemeinen Freude Theil, versäumte nie seinen Wagen zu schicken (der auch für die Rückfahrt bereit stand) und beglückte durch diese Freundlichkeit nicht nur den Dichter, sondern beinah mehr noch dessen Familie, die nun auch ihren gelegentlichen „Sommerausflug“, ihre „Landparthie“ hatte.

cennien hin den Inhalt seines Denkens und Dichtens ausgemacht hatte, doch wohl unvollendet bleiben könne, so wuchs sein Unbehagen und er rief dann nach diesem oder jenem Freunde, dem er seine Dichtung anvertrauen oder seinen darauf bezüglichen „letzten Willen" nach Art eines testirenden Millionärs mittheilen wollte. „Leo Goldammer soll kommen" hieß es dann. Aber wenn gleich danach der betreffende Brief geschrieben wurde, so hieß es wieder: „Nein, er soll nicht kommen." Er hing offenbar noch am Leben, wenn auch nur um seiner Dichtung willen und mochte den Gedanken nicht aufgeben, alles selber noch zum Abschluß zu bringen. In diesem Zustande verblieb er auch bis zuletzt und erst als er sich legen mußte, kam das Gefühl der Hoffnungslosigkeit über ihn. Zugleich das eines nahen Todes. Seine Tochter, die die Nacht über an seinem Bette gewacht hatte, hatte sich in das Nebenzimmer zurückgezogen und statt ihrer waren die Damen des Lehr'schen Hauses um ihn beschäftigt. „Glauben Sie noch, liebe Freundin, daß ich nach Berlin zurückkehren werde?" „Gewiß, lieber Scherenberg." „Niemals." Das war sein letztes Wort. Es war von diesem Augenblick an, als ob sich Schleier um ihn legten; er hob nur müde noch die Wimpern und eine Stunde später war er todt."

Das war am 9. September früh. Am 11. erfolgte der Condukt nach dem Schöneberger Kirchhofe, woselbst er in der Leichenhalle bis zum Begräbnißtage niedergesetzt wurde.

Die Nachricht von seinem Hinscheiden hatte sich in der

Stadt schnell verbreitet und bildete hier das Gespräch verschiedener Kreise. Seine „große Zeit" lag freilich um beinah 30 Jahre zurück und die junge Generation wußte kaum noch von ihm, aber alle die, die vordem, erfaßt und hingerissen von der Lebendigkeit seiner Darstellung, den „Ziethenritt" mitgemacht und die Reiterschlacht bei Mont St. Jean mitgeschlagen hatten, alle diese legten Trauer an.

Unter seinen begeistertsten Verehrern — eine Verehrung, die vielleicht mehr noch dem Menschen wie dem Dichter gegolten hatte — war von Anfang an auch Franz Duncker gewesen. Dieser war jetzt in einem Thüringer Bade zur Kur, unterbrach die Kur aber sofort und eilte mit dem Spätzuge nach Berlin, woselbst er nunmehr in Erfahrung brachte, daß der Todte, von Zehlendorf aus, nicht in seine Potsdamerstraßenwohnung, sondern direkt nach der Schöneberger Leichenhalle gebracht worden sei. Trotz vorgerückter Stunde, mocht' er sich's nicht versagen, den Freund noch einmal zu sehen und begab sich zu diesem Behufe zu dem auch ihm bekannten Schloßprediger Frege, um von diesem die Erlaubniß zum Eintritt in die Leichenhalle zu erbitten. Frege war es zufrieden und beide machten sich alsbald auf den Weg. Ihrem nächtlichen Gange schloß sich der Todtengräber an, und so gingen sie, mit Windlichtern in der Hand, über den mitternächtigen Kirchhof auf die Leichenhalle zu. Die Schrauben waren in den Sarg schon eingelassen, was neuen Aufenthalt gab, als aber der Deckel geöffnet und abgehoben war, sah Duncker, alter Zeiten gedenkend, dem

Todten lang und bewegt ins Antlitz und gab ihm dann zum Abschiede die Hand. Worauf der Sarg wieder geschlossen wurde.

* * *

Spätnachmittag am folgenden Tage war das Begräbniß. Nicht allzu Viele waren dazu erschienen, und doch ließ sich kaum sagen, daß wer gefehlt hätte. Das Häuflein war eben klein geworden. Als der Sarg dann hinabgesenkt und der Kreis um das Grab her geschlossen war, rief der alte Frege (selbst ein Achtziger) dem todten Freunde die letzten Worte nach. Er entwarf das Bild eines Lebens, „das köstlich gewesen, weil es Müh' und Arbeit gewesen," und als er, abschließend, den Segen sprach, stand der Gluthball der Sonne tief am Horizont und umstrahlte den Sprecher und die kleine Gemeinde. Dann spendete jeder seinen Kranz und seine Hand voll Erde.

Das Geplauder auf dem Heimwege galt dem Todten und war ein freudiges und dankbares Gedenken an den, den alle geliebt.

* * *

Das war am 12. September 1881.

Den Sommer darauf ging ich hinaus, um mir die Stätte zu suchen, wo der Todte, meiner Erinnerung nach, liegen mußte. Gräber aber sind wie Wellen, von denen eine der anderen gleicht, so daß ich mich in der Grünhügelwelt nicht recht orientiren konnte. Zum Ueberfluß war

auch niemand da, den ich hätte fragen können. Endlich fand ich eine Jätefrau neben einem alten Röhrbrunnen, um den herum zahlreiche Gießkannen standen. Denn es waren heiße Tage gewesen.

„Tag Mutterchen. Sagen Sie, wissen Sie nicht, wo der alte Scherenberg liegt?"

„I wat wehrd' ick nich."

„Na, das ist schön. Ich such' hier schon lange 'rum und kann ihn nicht finden. Und war doch mit bei seinem Begräbniß. Aber man wird auch schon so taprig."

Unter solchem Gespräche waren wir schließlich bis vor ein Eisengitter gekommen. Auf das wies die Alte jetzt und sagte: „Doa liggt he."

Und damit ließ sie mich allein und ging. Denn die Kirchhofsleute haben in ihrem Beruf einen feinen Geschäftstakt ausgebildet.

Es waren drei Gräber da, sämmtlich unter Taxus, Flieder und Lebensbaum, aber nur eins der drei hatte Tafel und Inschrift: „Marie Scherenberg. Geb. den 17. Mai 1848, gest. den 1. Mai 1871." Und darunter „Auf Wiedersehn." Er hatte nicht mehr allzu lang auf die Erfüllung dieses seines Wunsches zu warten gehabt.

Sein eigen Grab ist ohne Bild und Schmuck geblieben, vielleicht weil er's so gewollt. Er war bis dahin gekommen, wo man bei Jeglichem fragt „wozu?"

Neben dem Gitter war auch seine Lieblingsbank, auf

der ich nun einen Augenblick Platz nahm. Als ich aber wieder aufbrach und an dem Brunnen vorüberkam, trat ich noch einmal an die Jätefrau heran, um ihr zu danken.

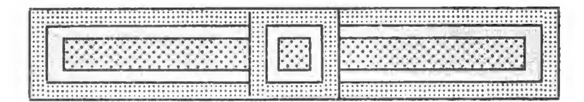
„Kennen Sie denn auch die Tochter?"

„I wat wehrd' ick nich . . Se kümmt joa nu ook all, un sitt justement doa, wo de Oll sunst seeten hett."

Und danach ging ich weiter, den Eschen- und Cypressengang hinauf, bis zu der Stelle, wo am Ausgang des Friedhofes der Friedens-Engel steht.

Und in *seinem* Schutze ließ ich den Kirchhof und des Freundes Grab.





Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel. Scherenbergs Jugend von 1798 bis 1818	1
Zweites Kapitel. Scherenberg in Magdeburg von 1818 bis 1838	16
Drittes Kapitel. Scherenberg in der Bendler-Straße von 1838 bis 1840	25
Viertes Kapitel. Scherenberg tritt in den „Tunnel.“ 1840	30
Fünftes Kapitel. Scherenberg im Heinrich Friedbergschen Hause bis 1845	45
Sechstes Kapitel. Vom Erscheinen der Scherenbergschen Gedichte bis zum Erscheinen von Waterloo. Von 1845 bis 1849	56
Siebentes Kapitel. Scherenbergs „Waterloo“ bei Hofe. — Des Dichters fortgesetzte Beziehungen zur militärischen Welt Feldmarschall v. Müffling und sein Waterloo-Brief . . .	66

Seite

Achtes Kapitel. Scherenberg und seine Rhapsoden . . . 78

Neuntes Kapitel. Scherenberg und seine zweite Tunnel-Epoche. Neue Namen, neue Freunde 86

Zehntes Kapitel. Dr. Adolph Widmann 89

Elftes Kapitel. Heinrich von Orelli 103

Zwölftes Kapitel. Dr. A. Widmann und H. v. Orelli. (Eine Parallele von Freundeshand) 115

Dreizehntes Kapitel. H. v. Orellis Auftreten im Tunnel und seine Beziehungen zu Scherenberg 119

Vierzehntes Kapitel. Lieutenant v. Saint-Paul und seine Beziehungen zu Scherenberg 137

Fünfzehntes Kapitel. Meine persönlichen Beziehungen zu Scherenberg 149

Sechszehntes Kapitel. Scherenberg als Bibliothekar-Assistent im Kriegs-Ministerium oder „auf der Steh- und Ruhmesleiter“ zugleich 166

Siebenzehntes Kapitel. Scherenberg wird legendarisch. Die Zeit in der Lützower-Wegstraße. Freundschaft mit Drake 172

Achtzehntes Kapitel. Scherenberg wird mißmuthig. Verstimmungen gegen Schramm, Hesekiel und A. W. Hahn . 182

Neunzehntes Kapitel. Die Conspiration gegen L. Schneider. Schneider gestürzt. Noch einmal H. Friedberg und Graf Bismarck-Bohlen 188

Zwanzigstes Kapitel. Neue Huldigungen und Erfolge. Freundschaft mit Ferdinand Lassalle 197

Einundzwanzigstes Kapitel. Glück und Niedergang. Der 70. Geburtstag. Hohenfriedberg und ein Brief aus Windsor-Castle 208

Seite

Zweiundzwanzigstes Kapitel. Ausgang. Schloßprediger Frege. Der letzte Verlust (der „Tunnel“) und der letzte Freund 214

Dreiundzwanzigstes Kapitel. Scherenbergs Charakter . 224

Vierundzwanzigstes Kapitel. Scherenbergs Dichtungen . 233

Fünfundzwanzigstes Kapitel. Scherenbergs Tod und Begräbniß 251



Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06663 5213



